

# Auf dem Land siehst Du alt aus?

- » Wandel der Altersbilder
- » Caring community
- » Altern in der Landwirtschaft
- » Was braucht das Land im demographischen Wandel?

03 / 2013

KIRCHE im ländlichen Raum



In Kooperation mit

Evangelische Arbeitsgemeinschaft  
für Altenarbeit in der



# » Inhalt

## » Z U M T H E M A

- 4** Ambivalenzen des Alters: Altersbilder wandeln sich – und bleiben doch gleich / Gerhard Wegner
- 10** Aspekte einer Theologie des Alterns / Urte Bejick
- 16** Caring Community – Leitbild für Kirchengemeinden in einer Gesellschaft des langen Lebens? / Thomas Klie
- 22** Was heißt altern für die Landwirtschaft? / Volker Willnow
- 25** Agrarstrukturelle Wirkungen und sozialpolitische Nebenwirkungen der Hofabgabeklausel / Peter Mehl
- 30** Auf dem Land gut alt werden können: Herausforderungen für die kirchliche Altenarbeit / Jens-Peter Kruse

## » W E R K S T A T T

- 36** Drei Generationen – drei Höfe – eine Gemeinschaft / Beate Wolf
- 39** Ein Dorf übernimmt die Versorgung / Gerhard Kiechle
- 42** Hilfe von Haus zu Haus in Gaienhofen / Maria Hensler
- 46** Der Alter(s)garten auf dem Birkenhof / Stefan Roth
- 47** Pretzsch ist verschwunden, und keiner hat's gemerkt! / Siegrun Höhne

## » M E I N U N G E N

- 51** Altern – eine besondere Herausforderung im ländlichen Raum / Bernd Unger
- 54/55** Der Seniorennachmittag – pro und contra / Annegret Trübenbach-Klie, Gerit Heetdeerks

## » A N D E R E T H E M E N

- 58** Kein Missbrauch des Hungers für eigennützige Zwecke / AK Internationale Landwirtschaft, Bauernwerk Hohebuch

## » R U B R I K E N

- 3** Editorial
- 30/31** Meditation / Bild: Carola Schmidt
- 56** Unser Kommentar / Kristin Bergmann
- 38** Impressum

## » Autorinnen und Autoren

**Dr. Urte Bejick**, Dipl.-Diakoniewissenschaftlerin, Referentin für Theologie und Seelsorge und für Altenheimseelsorge im Diakonischen Werk Baden

**OKRin Dr. Kristin Bergmann**, Kirchenamt der EKD, Hannover

**Gerrit Heetderks**, Evangelisches Zentrum für Quartiersentwicklung, Düsseldorf

**Maria Hensler**, Diözesanvorsitzende der Katholischen Landfrauenbewegung, Initiatorin „Hilfe von Haus zu Haus“, Gaienhofen

**Siegrun Höhne**, Beauftragte für KDL, Wittenberg

**Gerhard Kiechle**, Gerhard Kiechle Bürgermeister i.R., Eichstetten

**Dr. Thomas Klie**, Prof. für Rechts- und Verwaltungswissenschaften, Gerontologie

**Jens-Peter Kruse**, Vorsitzender der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit, Hannover

**Dr. rer. soc. Peter Mehl**, Dir. und Prof., stellvertretender Leiter Thünen-Institut für Ländliche Räume

**Stefan Roth**, Landwirt und Mitglied der Betriebsgemeinschaft Birkenhof in Wilnsdorf im Siegerland.

**Karola Schmidt**, Haus Kirchlichen Dienste der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, Arbeit mit Älteren, Hannover

**Annegret Trübenbach-Klie**, Evangelischer Oberkirchenrat, Landesstelle für Evang. Erwachsenen- und Familienbildung, Bereich Seniorenbildung, Karlsruhe

**Dr. Bernd Unger**, Präsident der Deutschen Landsenioren, Berlin

**Prof. Dr. Gerhard Wegner**, Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD

**Volker Willnow**, Dipl. Ing. agr., Landwirtschaftliche Familienberatung, Waldenburg-Hohebuch

„Und denke an deinen Schöpfer in deinen Jugendtagen, bevor die schlechten Tage sich nahen und Jahre kommen, von denen du sagen wirst: Sie gefallen mir nicht. ... Wenn die Wächter des Hauses erzittern und die starken Männer sich krümmen, die Müllerinnen ruhen, weil sie nur noch wenige sind, und dunkel werden, die aus dem Fenster schauen, die Türe zur Straße hin geschlossen werden.... (Kohélet 12, 1+3, NZÜ)



## Liebe Leserin, lieber Leser,

schon die Bibel kennt auch die Mühe des Altwerdens. Auch wenn die Jugend sich freuen kann am Leben, soll sie Gott nicht vergessen und verantwortlich damit umgehen. Später, mit dem Alter kommen nun einmal die Beschwerden: man wird zittrig, bekommt einen Buckel, die Zähne fallen aus, die Augen werden trübe und man wird notgedrungen häuslicher.

Wenn dieser Zeitpunkt nicht mehr zu verdrängen ist, wenn die Beschwerden wirklich unangenehm werden, trotz Hilfsmittel und Ersatz, dann sagen bis heute Menschen von sich, dass sie alt geworden sind. Und sie meinen, dass sie nun Hilfe und Schutz der anderen aus der Gemeinschaft brauchen. Keiner will alt sein – denn in Wahrheit sind die Jungsenioren und die jungen Alten noch späte Erwachsene, d.h. selbständig und leistungsorientiert. In diesem Heft stellen sich Thomas Klie und Urte Bejjck der Aufgabe, theologisch zu erschließen, wieso es für uns so wichtig ist, die Kategorien des Schutzes und des Angewiesenseins (wieder) zu entdecken als Qualität, die unserer Gemeinschaft als Ganzer gut bekommt.

Grade auf dem Land wird heute schon deutlich, dass Menschen dort nur weiter gut leben können, wenn ihr Schutz – und das heißt Ihre Versorgung gesichert ist, wenn sie diese brauchen. Am Beispiel der Alten ist dies augenfällig, es gilt auch für Menschen mit Einschränkungen oder Kranke. In der Landwirtschaft ist die Frage nach der Altersversorgung oft mit der Frage nach der weiteren Existenz des Hofes gekoppelt. Das birgt ganz eigene Herausforderungen, von denen Peter Mehl und Volker Willnow berichten.

Mit unterschiedlichen Beispielen aus der Praxis wird erzählt, wie es gelingen kann, füreinander Verantwortung zu übernehmen – und wie alle davon etwas haben, egal in welchem Alter sie miteinander leben. Dass Jahre kommen, die uns nicht gefallen, ist wohl kaum zu vermeiden, wenn wir lange leben wollen. Damit in diesen Jahren andere an unserer Seite stehen und wir ihnen, soweit wir können, dazu gibt diese Ausgabe von KILR Anregungen. Sie ist in Kooperation mit der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit entstanden. Ihrem Vorsitzenden, Jens-Peter Kruse sei an dieser Stelle für die redaktionelle Mitarbeit sehr herzlich gedankt.

GERHARD WEGNER

# Ambivalenzen des Alters

## Altersbilder wandeln sich – und bleiben doch gleich

Noch nie in der Geschichte der Menschheit waren die Lebenserwartungen der Menschen in den wohlhabenden Ländern dieses Planeten so groß wie heute. Ein heute geborenes Kind kann mit einer Lebenserwartung von über 100 Jahren rechnen. Mit der Erwartung, mehr Zeit zum Leben zu haben, wandelt sich das Leben der älteren Menschen rasant. Denn es ist nicht nur so, dass die Menschen immer älter und damit immer kränker und gebrechlicher werden. Auch der allgemeine Gesundheitszustand und bisher auch Faktoren wie Bildung und Einkommen haben sich erheblich verbessert. Die Chance, dass man heute ein längeres Leben mit einer hohen Lebensqualität leben kann, sind historisch gesehen so groß wie nie.

### DIE NEUE ALTERSKULTUR

Dies führt zu erheblich gewandelten Bildern vom Alter und insgesamt zu einer Verschiebung in der sozialen Zuschreibung von Alter überhaupt: Alt ist man heute frü-

hestens ab der zweiten Hälfte des 7. Lebensjahrzehnts, bei vielen gar erst ab 80. Das Alter veraltet – wenn man es so ausdrücken will. Herausgebildet hat sich eine neue Phase des Alterns nach der Pensionierung bis in die Mitte der 70-ziger und Anfang der 80-ziger Jahre hinein, in der es möglich ist, mit gewissen Abstrichen ein Leben wie bisher weiterzuführen. Das Alter ist nicht länger mit einem Rückzug aus der Gesellschaft und Passivität geschlagen. Was früher nur für Privilegierte galt – ein langes und zugleich gutes Leben – ist heute eine Verheißung für viele Menschen. Nicht die Erwartung eines nahen Lebensendes prägt diese Zeit: der Tod kommt später! Man kann noch viel unternehmen.

Deswegen ist es unbestritten, dass es eine neue, positive, ermutigende und bestärkende Alterskultur braucht. Defizitäre Altersbilder sind diskriminierend, sollten abgebaut oder sogar aktiv bekämpft werden. Es geht um ein neues Verhältnis zum Alter, das zudem auch die Solidarität der Generationen fördert. Im Grunde genommen ver-

längert sich heute die aktive Lebenszeit über die Pensionierung hinaus und es ist die Hoffnung vieler, diese Zeit möglichst erfüllt und selbstbestimmt erleben zu können.

Dieses heute insgesamt sehr viel positivere Bild vom Alter, hat allerdings ein gravierendes Makel: Die Chancen auf ein gutes Leben im Alter sind aufgrund der wachsenden sozialen Ungleichheit in Deutschland immer ungleicher verteilt. Angesichts der vielen Hoffnungen auf die Power der neuen Alten und des großen Optimismus vieler, der sich heute auf die eigenen Möglichkeiten im Alter richtet, wird diese Situation häufig auch durchaus interessenbezogen mehr oder minder bewusst übersehen. Tatsächlich ist es aber so, dass Armutserfahrung im Lebensverlauf dazu führt, dass Menschen für sich deutlich schlechtere Situationen im Alter erwarten, und deswegen auch negativere Altersbilder entwickeln.

Platt gesagt: Armut macht alt! Und Reichtum hält länger jung! Das meint natürlich nicht das kalendarische Alter, sondern Alter, wie es sozial zugeschrieben wird („Der sieht aber alt aus!“). Diese Definition des Alters bezieht sich nicht nur auf die Zuschreibung von mentalen Bildern als solchen, sondern hat auch ganz real mit tatsächlich erlebbaren Faktoren des Gesundheitszustandes im Sinne der tatsächlich erlebten gesunden Jahre zu tun und schlägt sich deswegen auch in der Fitness und nicht zuletzt auch im Aussehen der Menschen nieder. Armut macht nun einmal krank und lässt Menschen früher sterben – etwas, was auch allzu gerne unter den Tisch gekehrt wird. Das eigentlich längst überholte defizitäre Altersbild kehrt so unter dem Einfluss der sozialen Ungleichheit mit Macht in die Öffentlichkeit zurück.

In dieser Hinsicht hat sich seit den Zeiten von Simone de Beauvoir wenig geändert:

„Das Lebensalter, in dem der Altersabbau einsetzt, hängt seit jeher davon ab, welcher Klasse man angehört. Heute ist ein

Bergarbeiter mit 50 Jahren ein erledigter Mann, während man unter den Privilegierten viele muntere und rüstige 80-Jährige trifft. Beim Arbeiter setzt der Verfall nicht nur früher ein, sondern er vollzieht sich auch schneller. In den Jahren des „Überlebens“ ist sein zerrütteter Körper für Krankheiten und Gebrechen anfällig. Dagegen kann ein Greis, der immer die Möglichkeit hatte, auf seine körperliche Verfassung Rücksicht zu nehmen, sich bis zu seinem Tod eine nahezu unversehrte Gesundheit erhalten.“ Diese Ungleichheit des Alters wird durch die anwachsende Altersarmut noch gesteigert werden. Kehren wir also zurück zu den alten Horrorbildern armer Älterer?

## ALTERSBILDER IM WANDEL

Blickt man zurück, so hat es einen rasanten Wandel der Altersbilder in den letzten 50 bis 60 Jahren gegeben:

Bis in die 70-ziger Jahre hinein herrschte das Leitbild des betreuten Alters mit Formen organisierter Geselligkeit vor. Im Hintergrund standen eher passive Altersbilder, die auf den Rückzug der Älteren aus der aktiven Gesellschaft abhoben. Tatsächlich wurde von der großen Masse der Menschen das Alter auch entsprechend erlebt – mit Ausnahme allerdings von privilegierten Kreisen, die auch und bisweilen gerade als Ältere an Macht und Einfluss noch gewinnen konnten. Für die weitaus Meisten aber galt: Mit dem Übergang in den Ruhestand gab es tatsächlich Rückzugstendenzen der Älteren in eigene Kreise hinein. Faktisch fielen Ältere in der Öffentlichkeit wenig auf – und entsprechend restringiert war ihre soziale Rolle auch konzipiert.

Ab etwa den 80-ziger Jahren bilden sich neue Gruppen von aktiven Älteren, nun Senioren genannt, was den Wandel signalisiert. Sie sind nun bereits besser ausgebildet, haben ein höheres Einkommen und erleben ihren Ruhestand in einer neuen Weise als eine Möglichkeit noch vie-

» Sie ignoriere, dass immer mehr Menschen immer höheren Alters zu einem aktiven und selbstbestimmten Leben fähig sind. «

les im Leben zu unternehmen. Seniorenarbeit transformiert sich zur Animationsagentur. Aktivitätsangebote für Senioren nehmen überall deutlich zu.

Ab den 90-ziger Jahren setzt sich dann ein komplett neues Altersbild durch. Nun wird immer mehr über ein erfolgreiches und aktives Altern gesprochen. Die Förderung von Selbstständigkeit und Produktivität, auch und gerade in der Zeit des älteren Lebens, steht nun ganz vorne an. Im Hintergrund stehen die Interessen von Älteren, die nicht mehr auf passiven Rückzug, sondern auf aktive Lebensbewältigung und auch immer deutlicher auf Lebensgenuss setzen. Alte Begrenztheiten und Selbstbescheidungen geraten in die Kritik und werden lästig. Die Diskussionen über das erfolgreiche Altern erzeugen jede Menge Ratgeber, mit dem Ziel, bei Geringhaltung von Gebrechlichkeit möglichst lange zu leben.

Zusammen mit diesen neuen Deutungen entstehen vielfältige Initiativen und Bewegungen, die auf eine Stärkung der Rechte Älterer und den Abbau vielfältiger Formen der Alterdiskriminierung („Ageism“) drängen. Ein erhöhtes Momentum gewinnt die ganze Debatte zudem durch den erkennbaren Bedeutungsgewinn der Älteren aufgrund der demographischen Entwick-

lung. Diese geht mit einem noch lange weiter wachsenden Anteil der Älteren und zurückgehenden Anteil der Jüngeren einher. Der Deutungskampf vollzieht sich zentral über die Kritik und die Konstruktion von Altersbildern wie sie überall anzutreffen sind, sei es ganz konkret bildhaft in den Medien und in der Werbung – aber auch in literarischen Darstellungen und in der Wissenschaft. Denn Altersbilder wirken in Inhalten und Funktionsweisen darin normativ, dass sie dem Alter spezifische Attribute zuschreiben und so das konkrete Verhalten der Menschen massiv beeinflussen können. Sie schreiben vor was als gut und schön und was als schlecht und hässlich anzusehen ist. Es geht ihnen nicht primär darum die Bedürfnisse der Menschen zu artikulieren, sondern ihr Verhalten zu regulieren. Die Frage, in wessen Interesse das geschieht, liegt dann auf der Hand.

### AUFKLÄRUNGSKAMPAGNEN

Es setzt nun eine oft sehr griffige gesellschaftliche „Aufklärung“ darüber ein, dass Ältere längst nicht so abhängig und geschwächt sind wie man bisher gedacht hatte. Ihre Potentiale seien wesentlich größer, d.h., ihre Produktivität kann gesteigert werden und ihre Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit können wesentlich weiterreichen als bisher. Ihre Angewiesenheit (auf andere) sei sehr viel geringer als man bisher dachte – jedenfalls bei den jungen Alten. Der entsprechende Diskurs wurde über von einer Reihe von Kommissionen eingeleitet, von einem wachsenden Publikationsmarkt unterstützt und zum Teil mit volksaufklärerischem Pathos vorgetragen.

Das liest sich z.B. besonders schön im Empfehlungsband der Akademiengruppe „Altern in Deutschland“<sup>1</sup>. In einem nur vierseitigen Abschnitt mit der Überschrift „Legenden über das Altern – ihre Widerlegung“ heißt es z. B. Legende 1: Das Alter beginne mit 65 Jahren „Falsch – Die Vor-

stellung, dass Alter würde mit einem bestimmten Lebensjahr beginnen, ist zwar alt, aber dennoch eine soziale Konstruktion.“ „Sie rechtfertige heute problematische kalendarische Altersgrenzen.“ „Heute werden sie mehr und mehr fragwürdig: Sie ignorieren, dass immer mehr Menschen immer höheren Alters zu einem aktiven und selbstbestimmten Leben fähig sind.“<sup>2</sup> Legende 2: Wenn man das kalendarische Alter kennt, weiß man viel über eine Person. „Falsch. Je älter wir werden, desto weniger aussagekräftig wird das kalendarische Alter“ „Im Alter sind die Unterschiede zwischen Menschen gleichen Alters so groß, dass ein 70-Jähriger geistig ebenso leistungsfähig sein kann wie ein 50-Jähriger, aber ebenso ein 70-Jähriger aussehen und sich fühlen kann wie ein 90-Jähriger.“<sup>3</sup> Weiter widerlegt werden die Thesen, dass alte Menschen nichts mehr lernen könnten, dass sie weniger produktiv seien, dass ältere Arbeitnehmer durch besondere Regeln geschützt werden müssten, dass steigende Lebenserwartung mehr Krankheit und Pflege bedeutet oder zu geringerer Mobilität führe und so weiter. Sogar die These, dass ältere Menschen den Angehörigen zur Last fallen, stimme nicht, da sich die Älteren sehr viel mehr als früher engagierten.

Vor allem interessant ist die Widerlegung der Legende 9, dass steigende Lebenserwartung mehr Krankheit und Pflege bedeute: „Gesundheitliche Einschränkungen und chronische Behinderungen im Alter haben sowohl bei Männern als auch bei Frauen im Vergleich zu früheren Jahren abgenommen.“ Die Lebensqualität selbst bei chronischer Krankheit oder Behinderung sei wesentlich besser als früher. „Insgesamt hat das Risiko, pflegebedürftig zu werden in Deutschland in den letzten Jahren abgenommen.“<sup>4</sup>

## AMBIVALENZEN

Heute nun geht es darum, die Lebensdauer zu steigern, Lebenszufriedenheit

hoch zu halten, körperliche und geistige Gesundheit zu bewahren, persönliche und soziale Kompetenzen möglichst lange zu behalten. Dies alles korreliert erkennbar mit sozialer und gesellschaftlicher Aktivität und Produktivität. Wer aktiv ist, der wird nicht so schnell alt – lautet nun die Leitmaxime. Moderne Altersbilder betonen jetzt Autonomie, Kompetenz, Individualität und Produktivität. Nicht mehr der Rückzug und das Sich – Abfinden mit wachsender Abhängigkeit sind von Interesse, sondern es geht darum, Kontrolle über das eigene Handeln zu behalten, eigene Wirksamkeit solange wie möglich aufrecht zu erhalten und erlernte Hilfslosigkeit zu überwinden.

Die Folge ist, dass sich auf der einen Seite der Umgang mit dem Alter, die Anerkennung der Älteren, erheblich verbessert. Das Alter ist nicht mehr etwas, dessen man sich noch irgendwie schämen müsste, wie es z.B. Simone de Beauvoir vor 60 Jahren noch erlebt hat. Und das ist historisch gesehen ein gewaltiger Fortschritt, hinter den es kein zurück mehr geben sollte. Wir erleben eine Emanzipation des Alters, die der anderer historischer Emanzipationsbewegungen vollkommen ebenbürtig ist.

Auf der anderen Seite gilt allerdings auch: Nun steigern sich die Anforderungen für die Älteren beträchtlich. Sich im Alter in einem früheren Sinne zur Ruhe zu setzen und es sich sozusagen nur noch gutgehen zu lassen, sich aus der Aktivität zurückzuziehen, wird nun immer schwieriger. Man ist gehalten, sich bis ins hohe Alter hinein fit und attraktiv zu halten und wer dies nicht schafft, ist tendenziell selbst schuld, wenn er krank – und in diesem Sinne dann eben auch alt – wird. Man muss nun sozusagen immer jung sein. Modelle eines legitimen Rückzugs werden immer seltener. Dies bedeutet aber faktisch, dass die neuen Leitbilder nur für eine Elite der Älteren erreichbar zu sein scheinen. Gleichwohl wird man feststellen, dass die neuen Bilder des aktiven Alters hoch attraktiv und unter den Älteren selbst kaum umstritten sind. Wer

» Wichtiger als das kalendarische Alter werden nun Faktoren, die die persönliche Fitness und Leistungsfähigkeit beeinflussen: Bildung, Sport, Beziehungen oder um es auf eine populäre Formel zu bringen: Lernen, Laufen, Lieben. «

würde auch schon nicht gerne zu diesen neuen attraktiven Älteren dazu gehören wollen?

Eine weitere Folge ist, dass nun Altersgrenzen zunehmend als Diskriminierungen empfunden werden. Je mehr deutlich wird, dass das kalendarische Alter kaum noch etwas Zutreffendes über die Fähigkeiten eines Menschen aussagt, desto schwieriger wird es, am kalendarischen Alter orientierte Altersgrenzen noch zu begründen. Dies betrifft alle möglichen Altersbegrenzungen, es geht aber zunehmend auch um den Übergang in den Ruhestand, sei es nun mit 65 oder 67 Lebensjahren. Auch diese Grenze – so fest gemauert sie erscheint – wird zunehmend als willkürlich empfunden. Sie trennt Lebensabschnitte, die nicht mehr getrennt werden können. Viele wollen und können auch danach noch aktiv im

Leben etwas erreichen. Unterstützt wird diese Kritik durch die Dilemmata der gegenwärtigen demografischen Situation, die nach einer längeren Beschäftigungsdauer der Menschen ruft. Allerdings ist längeres Arbeiten bisher nur für wenige, hochqualifizierte Berufsgruppen von Interesse. Angesichts vielfältiger Belastungen einer entgrenzten und stressbeladenen Arbeitswelt des Normalarbeitnehmers – geschweige denn von prekär Beschäftigten – lehnen viele die Perspektive längeren Arbeitens eher ab und müssen zurecht fürchten, gar nicht bis 67 tätig sein zu können.

Wichtiger als das kalendarische Alter werden nun Faktoren, die die persönliche Fitness und Leistungsfähigkeit beeinflussen: Bildung, Sport, Beziehungen oder um es auf eine populäre Formel zu bringen: Lernen, Laufen, Lieben. Das sind die Lebenselixiere, die auch bis ins hohe Alter hinein Menschen interessiert, lebendig und attraktiv bleiben lassen. Weil das kalendarische Lebensalter aber in dieser Hinsicht immer weniger aussagt, legt es sich nahe, dass eine rein fürsorgliche Sicht auf das Alter durch eine an Stärken- und Gestaltungspielräumen des Alters orientierte Sicht ergänzt werden müsste. Dies gilt insbesondere auch für die Kirche, die ältere Menschen nicht mehr als vornehmlich unterstützungsbedürftig ansehen sollte. Vielmehr habe sie den vielfältigen Lebensstilen und Erwartungen älterer Menschen Rechnung zu tragen und auf ihre Kompetenzen und die Entwicklung ihrer Potenziale zu setzen (So in den Empfehlungen des 6. Altenberichts).

## DIE RELIGIOSITÄT DES ALTERS

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass sich auch die Religiosität der Älteren verändert. Anzeichen hierfür sind immer deutlicher zu erkennen, wenn sich auch die Veränderungsprozesse nicht abrupt, sondern in längeren Zeiträumen vollziehen. So ist nachweisbar, dass sich in der

Zeit des 3. Lebensalters die Orientierung der Menschen am immer näheren Herankommen des Todes etwas abschleift. Der Tod verschiebt sich sozusagen nach hinten. Das spirituelle und religiöse Interesse dieser Menschen haftet in einem stärkeren Maße an Möglichkeiten, noch etwas Neues beginnen zu können und die Bereitschaft, Einschränkungen und Abhängigkeiten im Alter einfach hinzunehmen und zu ertragen wird geringer. Man will das eigene Leben bis zum Ende immer deutlicher in die eigene Hand nehmen: gut 2/3 aller Deutschen wollen über das Wie und Wann ihres Todes selbst bestimmen. Auch dies ist erkennbar etwas, das mit der Aktivitätsorientierung im Alter einhergeht. Passivität wird immer offensichtlich schwieriger ertragbar und sozial immer weniger akzeptiert. Damit verändern sich vor allen die Ansatzpunkte einer klassischen Altersseelsorge, die tendenziell auf eine Akzeptanz des eigenen Sterbens zielte nach dem Motto von Eberhard Jüngel: „Wer nicht sterben kann, kann auch nicht leben.“

### ALLIANZEN DER SOLIDARITÄT

Was es in diesem Zusammenhang braucht, sind Allianzen der Solidarität zur Verbesserung der Lebenschancen im Alter. Sie sollten ihre Vorschläge und Forderungen allerdings nicht nur auf die Situation im Alter selbst richten, sondern lebenszeitlich lange vorher ansetzen. Die Möglichkeiten im Alter entscheiden sich an den Chancen, die man insgesamt im Blick auf eine eigene Teilhabe in der Gesellschaft im Leben gehabt hat. Sie entscheiden sich daran, wie sehr unsere Gesellschaft chancengerecht gestaltet ist und zwar nicht nur am Beginn des Lebens, sondern wie an den verschiedenen Lebensstationen den Menschen immer wieder neue Chancen zur Aktualisierung ihrer Selbstwirksamkeit eröffnet werden. Ohne, dass sich der Fokus auf eine möglichst teilhabegerechte Gesellschaft im gesamten Lebenslauf richtet, sind

Verbesserungen der Lebenssituation im Alter selbst sicherlich nicht unnötig, kommen aber zu spät. Gleichwohl gibt es auch hier eine Menge zu verbessern, was z.B. die Schaffung von altersgerechten Arbeitsplätzen anbetrifft, um die längere Beschäftigung Älterer nicht zum Horror werden zu lassen.

„Wer in seinem Leben gelernt hat, kreativ zu sein und darin unterstützt worden ist, kreativ zu sein, der bleibt in aller Regel über sein gesamtes Leben hinweg kreativ.“ Dieser Satz von Andreas Kruse gilt insgesamt für alle Lebenssituationen bis ins Alter hinein. Kreativität ist eindeutig keine Frage des Lebensalters. Ein gutes Leben im Alter hat mit Selbstständigkeit, Selbstverantwortung, Mitverantwortung, Selbstaktualisierung, aber auch bewusst angenommener Abhängigkeit zu tun.

Die Verwirklichung realistischer und sinnvoller Altersbilder hängt aber auch nicht nur von den Älteren allein ab. Es braucht die Anstrengungen aller, um eine altersgerechte Gesellschaft zu verwirklichen, so eben altersgerechtes Arbeiten zu fördern, altersgerechtes Wohnen, die Präsenz der Älteren im öffentlichen Raum besser anzuerkennen als bisher und Mitwirkungsformen zu verbessern. Generell gilt, dass eine altersgerechte Gesellschaft letztendlich eine zutiefst menschengerechte Gesellschaft sein wird.

Für die Zukunft der Gesellschaft ist es wichtig, dass möglichst viele der älteren Menschen auch tatsächlich die neuen Potenziale ausleben können. Entscheidend wird aber auch sein, wie die neuen Potenziale von den Älteren selbst gelebt werden, eher prosozial oder eher hedonistisch. Es braucht neue Formen der Solidarität, damit die neuen Chancen des Alters auch möglichst allen zugute kommen können. «

1) Akademiegruppe Band 9.

2) Dto S. 25

3) Dto S. 25 f.

4) Dto S. 27

# Aspekte einer Theologie des Alterns

Lebensentwürfe und Lebensformen im Alter sind heute vielfältiger und individueller geworden – dies eröffnet Freiräume, verunsichert aber auch. Ratgeber zum „fröhlich“, „selbstbestimmt“, „erfolgreich“, „spirituell“ oder am besten gar nicht Altern haben daher Konjunktur. Eine Theologie des Alterns kann und will dem nicht einen weiteren Pflichten-katalog hinzufügen, sie kann – wie das menschliche Leben selbst – auch nur fragmentarisch sein. Als Grundsatz gilt: „Du sollst dir kein Bildnis machen“, denn damit beginnt, laut Max Frisch „das Liebloose, der Verrat“. Aber natürlich entwerfen Menschen unentwegt Gottesbilder und auch Bilder vom Menschen, um Orientierung zu gewinnen. Im Folgenden möchte ich Aspekte einer Theologie des Alterns aufführen und mich dabei an Dietrich Bonhoeffers dynamisches Beziehungsmodell von „Widerstand und Ergebung“ orientieren: „Die Grenzen zwischen Widerstand und Ergebung sind also prinzipiell nicht zu bestimmen: aber es muss beides da sein und beides mit Entschlossenheit ergriffen werden. Der Glaube erfordert dieses bewegliche, lebendige Handeln. Nur so können wir uns (ere) jeweilige gegenwärtige Situation durchhalten und fruchtbar machen.“<sup>1</sup> Altern soll als Mit- und Gegeneinander von Gewinn und Verlust, Widerstand und Ergebung oder, wie Jean Améry das Alter in seinem Klassiker untertitelt, „Revolte und Resignation“<sup>2</sup> betrachtet werden.

## WIDERSTAND UND REVOLTE: DIE THEORIE „AKTIVEN“ ALTERNES UND SEINE KEHRSEITE

*„Die Altersindustrie boomt. Auch ich gehöre nun zu ihrem Rohstoff“ (Kurt Marti, Jahrgang 1921).<sup>3</sup>*

Die Theorie des „aktiven Alterns“ entwickelte sich als Alternative und Protest gegen ein defizitäres Altersmodell, das unter dem Vorwand des Rückzugs und der Passivität alter Menschen diese auf ein so-

ziales Abstellgleis verfrachtete.<sup>4</sup> Sie entspricht damit dem Bilderverbot wie dem Exodus, der aus Sklaverei in neue, unbekanntere Freiheit führt.

Ihre Durchsetzungskraft verdankt diese Theorie der länger erhalten bleibenden Vitalität wie auch – nach Einführung der dynamischen Rente – der Finanzkraft der nunmehr zu „bestagers“ avancierten alten Menschen. Die Ökonomie prägt seitdem entscheidend das „neue“ Altersleitbild mit. Dessen Ideal ist letztlich der gesunde, möglichst selbständige Erwachsene middle-

ren Alters – das „junge Alter“ ist demnach eine Verlängerung dieser Phase („60 ist das neue 50“). So wird das „Alter“ als das „Fremde“, als Verlust- und Defiziterfahrung hinausgeschoben und auf „die Anderen“, die Gebrechlichen, Einsamen und Pflegebedürftigen projiziert, die als „Kunden“ immerhin noch an einem politisch gewollten „Pflegemarkt“ teilhaben dürfen oder vielmehr müssen. Auch gemeinwirtschaftlich orientierte Pflegemodelle entgehen dieser Marktlogik nicht, wo sie das Abstraktum „Geld“ durch die letztlich auch leistungsorientierte Währung „Bedeutung für andere“ ersetzen.

Wo Pflegebedürftigkeit und Altersdefizite individualisiert werden, ist Alter kein Widerfahrnis mehr, sondern eine Phase, die geplant, organisiert, abgesichert sein muss, die vorgebliche „späte Freiheit“ ist einer zunehmenden Pädagogisierung gewichen: „Wenn der alte Mensch kein Recht auf Veränderungen hat, die in unserer Gesellschaft als defizitär definiert werden, dann darf, ja muss er geschult, erzogen und trainiert werden.“<sup>5</sup> Wie die frühe Kindheit ist „Alter“ kein Schon- und Schutzraum mehr. Damit geht eine letzte Enklave der „Zwecklosigkeit“ verloren. Es kann und darf nicht Aufgabe der Theologie sein, Menschen Lebensfreude, Vitalität und ein positives Selbstverständnis abzusprechen. Widerstand und Protest gegen Abwertung, gegen soziale Ausgrenzung und Bevormundung, gegen Sexismus, der sich gegen alternde Frauen viel härter und hämischer äußert als gegen Männer, gehört zum prophetischen Auftrag von Kirche und Diakonie. Aber ebenso ist ein Ikonoklasmus gefragt gegen Altersbilder, die unter dem Banner der Befreiung Menschen wiederum einzwängen und knechten.

Ohne das Modell des „aktiven“, „jungen“ Alterns desavouieren zu wollen, werden daher im Folgenden eher passive „Alterstugenden“ aufgeführt. Leitend sind dabei seelsorgliche und diakonische Perspektiven.

## GELASSENHEIT: ZUM WESENTLICHEN FINDEN

*„Abendsonne heißt ein Altersheim.“ (Kurt Marti)<sup>6</sup>*

Von „Stern“ bis „Brigitte“ haben Medien eine neue Tugend von Menschen ab 50 entdeckt – die „Gelassenheit“. Nie mehr aufregen über den Kirschbaumzweig, der dreist vom Grundstück des Nachbarn in den eigenen Garten ragt! Mit der „Gelassenheit“ hat ein Terminus der mystischen Theologie Einzug in die säkulare Alltagssprache erhalten. In religiöser Terminologie bedeutet „Gelassenheit“ nicht, alle Fünfe gerade sein zu lassen, sondern sein eigenes Ego, alles, was man sein und scheinen will, zu „lassen“. Loslassen kann man nur, was man gefunden hat, und so sieht etwa Johannes Tauler (ca.1300-1361), das 40. und dann das 50. Lebensjahr als Beginn einer Einübung in die Gelassenheit. Ein junger Mensch müsse sich erst finden, viel ausprobieren, sich verstreuen in viele Lebensmöglichkeiten, Betätigungen, Aktivitäten, während das Alter Konzentration auf das Wesentliche bedeute.<sup>7</sup>

Im Alter wird die Zeit knapper, nachlassende Kräfte schränken Möglichkeiten ein. Dies kann man als Manko, Abbau, Niedergang interpretieren – oder als eine andere Form des Lernens und Erfahrens. In der Gerontologie wird von einem Dreischritt von „Selektion“ „Optimierung“ und „Kompensation“ gesprochen. Aus einer Fülle von Möglichkeiten, Interessen, Fähigkeiten erfolgt die Fokussierung auf wenige, die dann vertieft werden. Dies heißt: der begrenzte Raum, die eingeschränkten Fähigkeiten können als Welt-Verlust erfahren werden, oder als Konzentration auf das Wesentliche und Eigentliche. C.G. Jung hat daher das Alter mit der Abendsonne verglichen, die nicht mehr im Zenit strahle oder gar die Erde versenke, sondern ihre Strahlkraft und Wärme in sich selbst konzentriere – um dann rot und milde zu glühen, zu wärmen

und zu leuchten! Wenn im Alter frühere Lebensentwürfe, Rollen, soziale Bezüge und Interessen verloren gehen, mag dies schmerzlich sein. Es kann aber auch ein Schritt zu neuer Lebens- und Welterfahrung sein.

Religiöse Romantik? In einem Interview mit der Zeitschrift „EMMA“ bekennt die Lyrikerin Friederike Mayröcker (Jahrgang 1924): „Ich bin erst mit Mitte 70 ein wirklicher Mensch geworden ...Vorher sei sie oft rücksichtslos gewesen, zu besessen vom Schreiben, ... jetzt im Alter empfinde sie Liebe für alles Mögliche. ... Glauben Sie mir ... ich verliebe mich jeden Tag neu, mal in einen Baum, mal in einen Menschen, mal in einen Hund, der vor dem Supermarkt steht und mich aus seinen traurigen Augen ansieht.“<sup>8</sup>

## ANNAHME DER KREATÜRLICHKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT

*„Vergeistigung im Alter? Nicht doch. Die Beschäftigung mit dem Körper, vor allem mit seinen Defiziten, nimmt unliebsam überhand.“ (Kurt Marti).<sup>9</sup>*

Altern heißt – auf dieses Paradox hat schon Jean Améry hingewiesen – einerseits Entfremdung vom sich verändernden Körper und dem eigenen Spiegelbild, gleichzeitig aber auch die unausweichliche Erfahrung, ein Körper, die Bibel sagt „Fleisch“, zu sein.<sup>10</sup> Wir wissen, dass wir nicht unser Körper sind – und sind es doch ganz und gar. Altern in diesem Sinne kann daher auch heißen, sich seiner Kreatürlichkeit bewusst zu werden. Ich sehe ein Foto mit zwei alten Frauen, die eine sitzt im Rollstuhl, die andere begleitet sie, beide haben einen Beutel in der Hand und füttern Enten. Enten füttern, Katzen streicheln, zuletzt ein Stofftier an sich gedrückt halten – dies können wir resignativ als traurigen Ersatz für menschliche Beziehungen deuten oder anders: als bis zuletzt glimmenden Wunsch nach Liebe

und danach, Liebe zu geben. Die Einsicht in die eigene Kreatürlichkeit kann zu Sanftmut und Wohlwollen mit der Schöpfung, zum Einstimmen in das Seufzen und die Erlösungsbedürftigkeit „aller Kreatur“ (Röm 8, 19-24) führen, zur Demut, nicht Herr und Herrin der Schöpfung, sondern ihr vergänglicher Teil zu sein. Das Alter entfremdet der Natur – dies beschreibt poetisch Kohelet-, indem der Mensch durch Unsicherheit aus einer behaglichen Umwelt gestoßen wird und sich vor dem Weg fürchtet, aber gleichzeitig wird er eins mit ihr – mit Mandelbaum, Grille und platzender Frucht (Koh 12,1-5). Die Akzeptanz der eigenen Vergänglichkeit kann zu einer nicht possessiven Liebe zu allem Lebendigen befreien.

Das Modell der „Gerontranszendenz“<sup>11</sup> baut auf solche Annahme der Kreatürlichkeit und auf die Relativierung des eigenen Ego zugunsten einer „kosmisch-holistischen“ Zusammengehörigkeit auf. „Gerontranszendenz“ würdigt das Alter als eigene Lebensphase mit eigenen Aufgaben und einer eigenen Wertorientierung, wobei materielle Sicherheiten, „Unabhängigkeit“, Aktivität gegenüber einer spirituellen Ausrichtung, einer Weite für die Wunder des Kosmos und der Kunst des Abdankens, um künftigen Generationen ihr eigenes Leben zu lassen, überwiegen. „So gesehen ist Gerontranszendenz eine wichtige, kreative Form von Altersgenerativität, die ein bedeutsamer Beitrag zur Humanisierung unserer Gesellschaft sein kann.“<sup>12</sup>

## DANKBARKEIT

*„Und weiter verlaufe ich mich im Wald der Fragen und Widersprüche. Also lebe ich noch.“ (Kurt Marti).<sup>13</sup>*

Sich selbst übersteigen und „transzendieren“ zu können, hat nicht Vollständigkeit oder Abrundung des Selbst zur Voraussetzung, sondern gerade die Anerkennung der eigenen Unvollkommenheit. Die Krise

der mittleren Jahre resultiert oft daraus, dass Menschen ihr Ideal-Ich mit der Realität vergleichen und an der offensichtlichen Diskrepanz verzweifeln.<sup>14</sup> Eine Bepflasterung des Lebensweges mit Idealbildern des aktiven, „erfolgreichen“ Alterns wird diese Verzweigung bei denen, die ihr Lebensmanagement nicht geschafft haben, noch erhöhen. Für das Alter gilt beides: Wir sind, die wir geworden sind. Dies anzunehmen und zu bejahen, auch wenn es Glücks- und Erfolgsmaßstäben nicht gerecht wird, heißt Dankbarkeit. Der dankbare Mensch hat sich nicht selbst „so“ gemacht, er empfängt sein Leben immer wieder neu von Gott. „Dankbarkeit“ ist keine Schafstugend, sondern kann trotziger Widerstand gegen das Faktische sein. Beim Volksliedersingen im Pflegeheim, bei dem das Lied „Was frag ich groß nach Gut und Geld“ zu den Hits zählt, werden die Stimmen beim Vers „Ach ja, das ist ein lieber Gott!“ regelmäßig lauter, nicht, weil das Leben der Sängerinnen so schön und leidfrei war, sondern weil Gott sich gegenüber allem Versagen, Leid und Verlust letztendlich einfach doch als „lieb“ erweist und erweisen wird, einfach erweisen muss! Denn wir sind auch, die wir sein werden, nämlich die, die wir in der Zukunft Gottes sind. Nach Apk 2, 17 werden die Menschen einen Stein erhalten mit einem Namen, den noch niemand kennt. Wir sind, was wir geworden sind, aber bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus ist unser Leben offen. Nicht unsere „Lebensbilanz“ spricht für uns, weder müssen wir unser Leben erfolgreich abschließen, es als „geglückt“ überschauen, noch müssen und können andere uns zur „Lebenssättigung“ verhelfen. „Glauben heißt, als Fragment leben zu können“, so Henning Luther, mit offener Zukunft, auch wenn aus der Vergangenheit unerfüllte Sehnsüchte, unerledigte Lebensaufgaben, Schuld und verratene Träume den Lebensrucksack beschweren.<sup>15</sup> Nicht wir sprechen uns unser Urteil – wir sind weder Richter, noch Ankläger oder Verteidiger des eigenen Lebens, auch nicht Noten verteilende Schul-

meister oder Buchhalter, die „Lebensbilanz“ ziehen.

Dies ist befreiend- aber im konkreten Lebensvollzug auch schwer anzunehmen. Jean Améry bezeichnet als eine der Kränkungen des Alters, dass man in der eigenen Lebensgeschichte eingeschlossen sei und auch im Urteil der anderen.<sup>16</sup> „Er ist nicht mehr der Mensch, der er mal war“, seufzen fassungslos Angehörige; „wir wollen sie so im Gedächtnis behalten, wie wir sie kennen!“ entschuldigen sich Freunde, um ihre dement gewordene Altersgenossin nicht mehr besuchen zu müssen. Welch ein enges Gefängnis Biographie und Erinnerung sein können, hat die Berichterstattung über Walter Jens gezeigt, eines Menschen, der rigoros auf seinen brillanten Verstand, auf sein erfolgreiches Leben als anerkannter Wissenschaftler reduziert wurde, und dessen späte Freude an bunten Farben, am Genuss eines Stückchens Fleischwurst nur noch als Defekt, als jämmerlicher Verfall gedeutet werden konnte. Gerade Menschen mit einer Demenz machen Angst, denn sie stellen radikal in Frage, wie wir „Menschsein“ verstehen, ob wir es an Verstand und Vernunft, an Planung und Zielorientierung, Erinnerung und Gedächtnis festmachen. Für Angehörige und Freundinnen ist es sicher besonders schwer, Abschied zu nehmen, insbesondere wenn das Gegenüber sich stark verändert, sie nicht mehr erkennt und vergisst, nicht mehr in unserem Sinne kommuniziert. Sie brauchen daher jeden seelsorglichen und praktischen Beistand, den es gibt. Aber ein Mensch ist nicht nur der, der er in Erinnerung oder in Kommunikation mit anderen ist, er ist auch immer ein Mysterium und ein Anderer, dem man sein Los lassen muss und dem letztlich der „Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft“ zugesagt ist. Menschen mit einer Demenz oder mit längerem Siechtum sind daher keine „halben“, „defekten“, „beschädigten“ Menschen, die auf dem Lebensweg ausgerutscht sind, sondern Menschen, die eine bestimmte Lebensphase mit eigenen Gaben und Aufgaben durchleben.

## HINGABE

*„Hie und da aber grüßt – o Wunder!- ein ewiger Augenblick die heilige, weil von Gott gewollte Vergänglichkeit“ (Kurt Marti).<sup>17</sup>*

Auf einem Foto sehe ich eine sehr alte Frau in schwarzem Kleid, die erschöpft und ausgestreckt quer über einem Bett liegt. Ihre Augen sind halb geschlossen, ihr langes weißes Haar ist über das Kissen gefächert. Hätte sie ein junges Gesicht, wäre dies eine hoch erotische Aufnahme. Hingabe, sich verlieren, sich ausliefern, haben in der erotischen Terminologie ihren letzten Zufluchtsort gefunden, in Bezug auf das Leben, in Bezug auf das Altwerden sind sie verpönt. „Gutes“ Altern heißt heute sich absichern von der Zusatzrente bis zur Patientenverfügung, heißt (vorgebliche) Autonomie bis zuletzt. Dank der Hospizbewegung ist Sterben kein Tabu mehr, wohl aber das langsame Sterben und Erlöschen, Siechtum und vor allem „Abhängigkeit“. Vor „Abhängigkeit“ fürchten sich selbst aufgeklärte Menschen heute so sehr wie im Mittelalter Sünder vor Fegfeuer und Gericht. Dabei ist gegenseitige Abhängigkeit ein menschliches Essential. Nach beiden Schöpfungsberichten ist der Mensch als Mensch und Mitmensch, also in gegenseitiger Angewiesenheit, geschaffen. Nach jüdischer, christlicher und islamischer Tradition begegnet im „abhängigen“ (armen, kranken, gefangenen) Menschen Gott selbst! Aber offensichtlich ist es leichter, HelferIn und Helfer als auf diese Art Gottes Ebenbild zu sein. Wer „abhängig“ ist, definiert sich oft selbst als Last. Bettlägerigen, pflegebedürftigen, von Demenz betroffenen Menschen wird „Lebensqualität“ abgesprochen. Gerade dies aber – Abhängigkeit und Bedürftigkeit – hat der Theologe Eberhard Jüngel bereits 1975 als Beitrag alter Menschen zur Humanität gedeutet: „Gott gegenüber ist der Mensch ein Nehmender, insofern er sich selbst von seinem Gott entgegennimmt. Sich selber empfangen zu können, die eigene Person von Gott entgegennehmen zu können – das ist Glaube. Zwar gilt: Geben

ist seliger als nehmen. Doch erst recht gilt: Nehmen-Können ist seliger als Geben-können. Denn nur wer sich selbst von einem anderen empfangen kann, kann sich selbst einem anderen auch hingeben dann ist der alte Mensch gerade dadurch, dass er primär als Nehmender Repräsentant der Menschenwürde ist, im eminenten Sinn ein Gebender. Denn er hätte der Gesellschaft durch sein bloßes Dasein zu verstehen gegeben, dass der Mensch eben in seinem bloßen Dasein bereits ein Gebender ist.“<sup>18</sup>

Gerade der vergehende, nichts mehr tun könnende Mensch ist Maßstab der Lebensqualität!

## REVOLTE!

*„Denn am Ende des Lebens ist man durchgar nichts mehr gerechtfertigt außer durch den Blick der Güte, der uns schöner findet, als wir je sind und waren.“ (Fulbert Steffensky, Jahrgang 1933).<sup>19</sup>*

Bei einem Altenachmittag, wo ich einen Vortrag über „Gelassenheit im Alter“ gehalten hatte, meldete sich zuletzt ein ungefähr 85jähriger Herr zu Wort, hieb beide Hände kräftig auf den Tisch und verkündete: „Ich will aber nicht gelassen sein! Schauen Sie doch in die Zeitung – ich muss mich doch aufregen!“ Die oben angeführten „Alterstugenden“ haben das Individuum, die individuelle Verarbeitung des Alterns zum Inhalt gehabt. Zum Fragmentarischen menschlichen Lebens gehört aber auch, dass selbst das glücklichste Leben nach christlicher Auffassung nicht rund und vollendet sein kann, solange Mitmenschen und Mitkreatur leiden.<sup>20</sup> Völlige Erlösung gibt es nur in Gemeinschaft, in gegenseitiger „Abhängigkeit“. Und so wird in der Bibel „Alter“ entweder nüchtern als unterschiedlich er- und gelebte Phase im Leben der Menschen geschildert, oder in Gesetzestexten und Prophetie immer auch als Gemeinschaftsaufgabe: Die „Ehrung der Alten“, das heißt im Dekalog oder

im Heiligkeitgesetz (Lev 19,32) nüchtern: ihre Mindestversorgung und die Untersagung, sie zu beschämen. Prophetische Verheißungen wie Sach 8,4 schildern die irdisch gedachte Erlösung: „Es sollen hinfort wieder sitzen auf den Plätzen Jerusalems alte Männer und Frauen, jeder mit seinem Stock in der Hand vor hohem Alter, und die Plätze der Stadt sollen voll sein von Knaben und Mädchen, die dort spielen.“ Im Zentrum des Gemeinwesens stehen die Menschen, die auf Schutz angewiesen sind, die zweckfrei müßig gehen und spielen, die einfach „da“ sind. Die in diesem Beitrag genannten „Alterstugenden“ können nicht nur Möglichkeiten individueller Erfüllung aufzeigen. Wie wir Alter sehen und interpretieren, ist immer auch eine Aussage darüber, welche Kirche und welche Gesellschaft wir wollen. Alte Menschen können selbst zur Gestaltung von Gemeinde und Gemeinschaft viel beitragen, nicht nur als „aktive Alte“, sondern gerade als die, die dem Aktivitäts-, Bildungs-, Effektivitäts- und Leistungsideal nicht mehr gerecht werden! Wenn junge Menschen von Älteren lernen können, so ist nicht Anpassungsfähigkeit der Alten an jugendliche Normen vorrangig, sondern angesichts der Selektion und Optimierung von Menschen bereits im vorgeburtlichen Stadium, ihrer Unterwerfung unter Effektivität und Erfolg von Kindheit an, kann die „Weisheit des Alters“ doch nur eine letzte Enklave der Zwecklosigkeit, Nutzlosigkeit, ja Sinnfreiheit sein! Wo alle ehemals anarchistischen Freiräume von der Sexualität bis Intimität und Bindung marktwirtschaftlich besetzt und definiert sind, kann Alter als kollektives Schicksal, ein letztes Biotop, heißt einen Lebens-Raum bieten für gegenseitige Abhängigkeit, Barmherzigkeit, Gnade. <<

## » ANMERKUNGEN

- 1) Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft.* Hg. Chr. Gremmels/E.Bethge/R.Bethge/I.Tödt. Gütersloh 1998, S. 334.
- 2) Jean Améry, *Über das Altern. Revolte und Resignation.* Stuttgart 2010 (1. Aufl.: 1968).
- 3) Kurt Marti, *Heilige Vergänglichkeit. Spätsätze.* Stuttgart 2011, S.17.
- 4) Grundlegende Beschreibung in: Ursula Lehr, *Psychologie des Alterns.* Wiebelsheim 2000, S. 56-62. Die Theorien des „aktiven Alterns“ geht davon aus, dass ein Mensch zum „erfolgreichen“, „glücklichen“ Altern Aktivität, Kontakte und Bedeutung und Funktion für andere brauche; die „Disengagement-Theorie“ dagegen, dass Rückzug, Freiheit von Pflichten und Normen und Ruhe den Bedürfnissen alter Menschen entgegen kämen.
- 5) Erich Schützendorf, *Das Recht der Alten auf Eigensinn.* München 1999, S. 48.
- 6) Marti, s.o., S. 16.
- 7) vgl. Johannes Tauler, *Predigten Bd. 1,* hg. v. Georg Hofmann, Freiburg 2007, Predigt 19 (zweite Auslegung von der Himmelfahrt des Herrn), S. 132-138.
- 8) Tobias Haberl, Friederike Mayröcker. *Die Magierin.* EMMA Jan./Febr. 2013, S. 18.
- 9) Marti, s.o., S. 16.
- 10) Améry, s.o., S. 46-76.
- 11) Der grundlegende Aufsatz des Dänen Lars Tornstam zur Begründung dieser Theorie findet sich gut zusammengefasst in: Heinz Rügger, *Altern im Spannungsfeld zwischen „Anti-Aging“ und „Successful Aging“.* Gerontologische Perspektiven einer seelsorglichen Begleitung älterer Menschen. Ralph Kunz, Hg., *Religiöse Begleitung im Alter. Religion als Thema der Gerontologie.* Zürich 2007, S. 174ff.
- 12) Rügger, s.o., S. 176.
- 13) Marti, s.o., S.21.
- 14) Henning Luther, *Identität und Fragment.* In: Ders., *Religion und Alltag. Bausteine zu einer praktischen Theologie des Subjekts.* Stuttgart 1992, S.178.
- 15) Luther, s.o., S. 172.
- 16) Améry, s.o. S. 79ff.
- 17) Marti, s.o., S. 38.
- 18) Eberhard Jüngel, *Der alte Mensch- als Kriterium der Lebensqualität.* In: *Der Wirklichkeitsanspruch von Theologie und Religion.* Tübingen 1976, S. 131f.
- 19) Fulbert Steffensky, *Nachtgedanken eine alten Menschen.* In: Ders., *Schwarzbrotspiritualität.* Stuttgart 2005, S. 219.
- 20) Luther, s.o., S. 169.

# Caring Community

## Leitbild für Kirchengemeinden in einer Gesellschaft des langen Lebens?

### 1. CARING COMMUNITY – EIN NEUES LEITBILD?

Wird für uns im Alter gesorgt sein? Diese Frage beschäftigt viele älter werdende Menschen. Die Familie allein schafft es nicht mehr, alle Sorgaufgaben zu bewältigen – schon gar nicht in einer von Erwerbsarbeit dominierten Welt. Der Staat sieht sich nicht in der Lage, alle Risiken zu „covern“. Neue Wege der Sorge für Kinder und alte Menschen sind gefragt, damit die alternde Gesellschaft nicht als Bedrohung erscheint (Kruse 2013). Der Begriff der Caring Community, der sorgenden Gemeinschaft etabliert sich langsam als politisch aufgegriffener Leitbegriff, für eine neue Weise, sozialstaatliche Verantwortung und lokales Engagement miteinander zu verbinden (Klie 2013). Von sorgenden Gemeinschaften spricht inzwischen auch Bundeskanzlerin Merkel, wenn es um die Zukunft unserer Kommunen geht: „Doch nicht allein die Jüngsten verdienen besondere Aufmerksamkeit. Wie am Anfang des Lebens, so brauchen viele Menschen auch zum Ende des Lebens Hilfe und Beistand. Dass die Gruppe der Hochbetagten wächst, stellt viele Kommunen vor neue Aufgaben. Wie lässt sich ein möglichst selbstbestimmtes

Leben bis ins hohe Alter verwirklichen? Wie kann dem Wunsch vieler Menschen entsprochen werden, trotz Hilfsbedürftigkeit in den eigenen vier Wänden, in der vertrauten Umgebung zu bleiben? Wer keine familiäre Unterstützung erfährt, muss auf neue Formen der Betreuung und Pflege zurückgreifen können. Ein Ansatz sind sogenannte sorgende Gemeinschaften, die in den Wohnquartieren umfassende Hilfe und Versorgung gewährleisten. Im Alter gehören Krankheit oder Pflegebedürftigkeit zur Lebenswirklichkeit“ (Merkel 2012). In diesem Beitrag soll über eine gerontologischen Reflexion der Produktivität und Vulnerabilität im Alter die Bedeutung der caring community im Kontext von sorgenden und pflegerischen Aufgaben für alte Menschen herausgearbeitet und die Rolle der Kirchengemeinde beleuchtet werden, die gerade im ländlichen Raum vielfach beispielgebend tätig sind.

### 2. ALTER EINE KATEGORIE DES SCHUTZES

Alter ist eine Kategorie des Schutzes. Solange „älter werdende Menschen“ sich als weithin gesund, mobil und aktiv empfin-

den, bezeichnen sie sich nicht als alt – auch nach Eintritt in den Ruhestand nicht. Das Alter spielt als Kategorie für das Selbsterleben eine nachgeordnete Rolle. Die Aussicht, einmal ein Mensch mit Demenz, auf Hilfe anderer angewiesen zu sein, sie wird – prospektiv – mit dem „Alter“ verbunden. Dann bedarf „ich“ des Schutzes, der Sorge. Wenn die Aussicht Realität wird, dann bin „ich“ alt. Diese „Aussichten“ brechen sich mit Leitbildern der Autonomie, der Selbstbestimmung, der Nützlichkeit für andere, die für unser Menschenbild heute so bedeutsam und identitäts-relevant sind. Diese „Aussichten“ auf chronische Krankheit, Behinderung im Alter und mit ihnen verbundener Hilfebedürftigkeit wird seit Einführung der Pflegeversicherung im Jahre 1994 in hohem Maße mit „Pflegebedürftigkeit“ assoziiert – ein „Schicksal“, das vielen, aber längst nicht allen droht. Pflegebedürftigkeit ist ein sozialrechtliches Konstrukt, in vielen Ländern als Begriff unbekannt, in Deutschland jedoch bis in die Differenzierung nach „Pflegestufen“ in der Alltagssprache angekommen. Der im Wesentlichen somatische Fähigkeitsstörungen berücksichtigende Begriff (vgl. Klie 2009), insbesondere in der stigmatisierenden Kurzfassung des „Pflegefalles“ (BMFSFJ 2010) ist in der Lage, defizitäre Altersbilder zu verankern und zu vermitteln: Eine Bündelung von Defiziten bezogen auf Fähigkeiten und Selbstständigkeit, verwiesen auf fremde Hilfe, reduziert auf den „Fall der Pflege“.

Die Erfahrung mit auf Pflege angewiesenen Menschen kennt fast jede Familie. Gleichzeitig wächst die Besorgnis, dass für einen selbst einmal nicht gesorgt sein wird (Blinkert/Klie 2008). Die Zahl auf Pflege angewiesener Menschen nimmt zu, die Pflegeressourcen sowohl in Familien als auch i.S. beruflicher Pflege tendenziell ab (Blinkert/Klie 2004, Rothgang 2012). Umso wichtiger wird es, differenzierte Altersbilder auch für Situationen zu entwickeln, in denen die Unterstützung durch Hilfen anderer zu den existentiellen Bedingungen

des Lebens gehört. Umso wichtiger wird es, ein anthropologisch reflektiertes Verständnis von Aktivität zu verankern, dass im Sinne von Hannah Arendt, jede Produktivität und Aktivität nicht nur bezogen auf das Leben, sondern auch auf Sterben und Tod, umfasst, die sich etwa auch in Reflektions- und Umdeutungsleistungen aber auch in vielen anderen aktiven Formen der Beziehungsgestaltung unter den Bedingungen der Abhängigkeit von anderen zeigt.

### 3. TEILHABE UND PFLEGE

Bilder eines gelingenden und gestaltbaren Lebens unter den Bedingungen von Unterstützungs- und Pflegebedarf und einem mit dem Alter im hohen Maße verbundenen Risiko einer demenziellen Erkrankung werden durch auf vielfältige Weise, z.B. durch die Suche nach neuen Wohn- und Versorgungsformen befördert. Sie stehen gegen die den Lebensverzicht provozierenden Bilder unwürdiger Pflege. Die große Resonanz auf Berichte über neue Wohnformen im Alter (Scherf 2007), die sich verbreitenden Konzepte von Wohngruppen und Wohngemeinschaften (Pawletko 2005), aber auch die sich wandelnden Wohnkonzepte von Pflegeeinrichtungen (Wohnbereiche, Hausgemeinschaften), relativieren allesamt den medizinisch-pflegerischen Aspekt von Pflege und betonen Normalität, Wohnen, Lebensqualität und Teilhabe. Auch die vielfältigen Formen bürgerschaftlicher und ehrenamtlicher Unterstützung konzentrieren sich auf die soziale Seite der Hilfe- und Pflegebedürftigkeit. Konzepte einer umfassenden bedürfnisorientierten Begleitung am Ende des Lebens („Palliative Care“) und Hospizarbeit sorgen sich um den ganzen Menschen mit seinen sozialen, seelischen und spirituellen Bedürfnissen. Sie unterstützen damit Bilder vom vulnerablen Alter, das sich von vordergründigen und defizitären sowie pathologisierenden Vorstellungen löst. Die Resonanz auf genossenschaftliche Formen der gegen-

seitigen Sorge weist darauf hin, dass in unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus neue Formen der Vergesellschaftung der Sorgeaufgaben von U<sub>3</sub> bis U<sub>100</sub>, von der Kindererziehung bis zur Sorge um Menschen mit Demenz gesucht und gestaltet werden.

#### 4. MODERNE PFLEGE UND ALTERSBILDER

Die Wissensbestände in der Fachpflege haben sich in den letzten Jahren deutlich erweitert. Die Angebote der Pflegeberatung und der Pflegeschulung sowie die Diskussion um Pflegestandards haben Altersbilder in Zusammenhang mit Hilfe- und Pflegebedürftigkeit beeinflusst: Pflegebedürftigkeit wird nicht mehr als Zustand gesehen, sondern als ein Prozess, der präventiven, der rehabilitativen, kurativen und palliativen Interventionen zugänglich ist. Im Wechselspiel und in der Kombination verschiedenartiger professioneller Formen der Hilfe und Unterstützung (von Pflegekräften, von Seiten der Geriatrie, der Hauswirtschaft, der Sozialen Arbeit, der therapeutischen Berufe) mit familiären, nachbarschaftlichen und bürgerschaftlichen Sorgeformen liegen die Antworten auf die Herausforderungen und Fragen, die sich in den nächsten Jahren im Kontext der Pflege stellen. Altersbilder, die die Vulnerabilität als zum Leben gehörig akzeptieren, bauen auf das Wechselspiel von Care und Cure, von alltäglicher Sorge und Alltagsgestaltung einerseits und fachlich-professioneller Begleitung andererseits.

#### 5. CURE UND CARE

Es bietet sich an, fachlich-handwerkliche und beratend-begleitende Hilfen durch Fachkräfte der Pflege (Cure) von den alltagsunterstützenden, auf die Sorge um die Person bezogenen Leistungen, die immer noch überwiegend von Familienangehörigen erbracht werden (Care), zu unterscheiden

(SONG 2012, Hoberg/Klie/Künzel 2013). In der deutschen Sprache ist die im englischsprachigen Bereich übliche Unterscheidung zwischen Cure und Care so nicht gebräuchlich. Im deutschen Wort des Kurierens findet sich der Bedeutungsgehalt einer auf Wiederherstellung, auf Behandlungsnotwendigkeiten reagierende Pflege und Therapie wieder. Eingebettet sind die Bemühungen der Fachpflege in eine den ganzen Menschen und sein soziales Umfeld einbeziehende Sorge. Der deutsche Begriff der Fürsorge war und ist mit sozialer Deklassierung verbunden und von daher trotz seiner wertvollen Tradition im öffentlichen Sprachgebrauch nicht hilfreich. Der englische Begriff Care umfasst die mit dem deutschen Pflegebegriff ursprünglich verbundenen Bedeutungen des Sorgens, des Betreuens und Hegens, sich Einsetzens und Einstehehens. Mit der Unterscheidung von Care und Cure könnte einerseits einem klaren fachlichen Profil der Fachpflege gedient und andererseits vermieden werden, einem in seinen nicht intendierten Folgen problematisch selektiven Pflegebedürftigkeitsbegriff weiterhin seine Prägekraft zu geben. So liegt es nahe, auf einen Pflegebedürftigkeitsbegriff zu verzichten. Die Leistungen für Menschen mit Behinderung und Unterstützungsbedarf könnten an das Konzept eingeschränkter Funktionsfähigkeiten im Sinne der „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF) geknüpft werden, die dem Anspruch eines umfassenden Verständnisses von Hilfe- und Unterstützungsbedarf folgt und die Prämissen der Aktivität, der Selbstverantwortlichkeit und Teilhabemöglichkeiten in die Betrachtung der Lebenssituation und der Ausrichtung der Hilfen systematisch einbezieht. Die seit Jahren geforderte Überarbeitung des Pflegebedürftigkeitsbegriffes des SGB XI und die Neukonzipierung des Leistungsrechts der Teilhabe bieten für dieses Anliegen Gelegenheiten, das gemeinsam mit einer stärkeren Thematisierung von Vereinbarkeitsfragen, kommunaler Ver-

antwortung und bürgerschaftlichen Unterstützungsformen in der Familien- und Generationenpolitik Einfluss nehmen kann auf Altersbilder und Bilder der Pflege.

## 6. CARING COMMUNITY

Auch ein veränderter Sprachgebrauch könnte Bilder des Sorgens, des Begleitens und der Teilhabe unterstützen. Der Begriff der „Sorge“ als deutsche Entsprechung von Care bietet sich als Leitbegriff an. Die sich sorgende Gemeinde, die sich sorgende Gesellschaft und die Sorge um auf Unterstützung verwiesene, vulnerable Menschen – von der Leitbildfähigkeit dieser Formulierungen hängt es ganz wesentlich ab, ob defizitorientierte Pflegeverständnisse überwunden werden können. Die Sorge um Angehörige, aber auch um Nachbarn, Freunde und Fremde lässt sich nicht an soziale Sicherungssysteme mit ihren notwendigen Limitierungen delegieren. Ein auf Subsidiarität hin orientiertes Verständnis von sozialer Sicherung ist untrennbar verbunden mit der Sorgefähigkeit der Gesellschaft in der Familie, in Nachbarschaften und auf der kommunalen Ebene. Dabei sind neue Formen der Sorge kulturell und infrastrukturell zu etablieren, die Fragen der Fairness zwischen den Geschlechtern und Generationen ebenso stellen wie Formen geteilter Verantwortung zwischen Familien (incl. Wahlverwandtschaften), Professionellen (i.S.v. Cure), (neben-)beruflich Tätigen und Freiwilligen vom gesetzlichen Betreuer bis zum Besuchsdienst einüben (vgl. Klie/Schuhmacher 2009). Die Sorgefragen, Fragen der vorausschauenden anteilnehmenden Verantwortungsübernahme für sich und andere (Klie 2013), lassen sich nicht (vollständig) delegieren, nicht an für ihre Aufgaben nicht besonders geeigneten Pflegekassen, nicht an intensiv überwachte und benotete Pflegeheime und Dienste. Auch nicht (allein) an die Professionellen der Pflege. Das elementar Bedeutsame für die auf Unterstützung angewiesenen Men-

» Dann sehen wir nicht mehr den ganzen Menschen, dann verliert die Dimension von Teilhabe an Wirkkraft, dann machen sich negative Altersstereotype breit. «

schen bleibt, dass sie bedeutsam bleiben für ihnen bedeutsame Menschen, für andere. Das meint Teilhabe. Und Teilhabe lässt sich ohne Gesellschaft nicht leben. Dabei ist es in besonderer Weise die sozial und territorial nahe Gesellschaft, die gefragt ist: im Alltag, im Zeitgeschenk, in (Mit-)Verantwortung, im Quartier. Kirchengemeinden, Hausgemeinschaften und Dörfer waren früher –und sind es in Teilen noch – sorgende Gemeinschaften. In einer pluralen Gesellschaft wird dies komplizierter aber umso wichtiger. Die Übernahme von Sorgeaufgaben ist immer mit Fragen der Bewirtschaftung des eigenen und gemeinschaftlichen Lebens, mit Fragen des Kräftehaushaltes, mit Fragen der Vereinbarkeit verknüpft. Wie in der Kindererziehung gelingt dies am ehesten im Mix, in sozialen Netzwerken, Nachbarschaften, Freundeskreisen, Genossenschaften – in Formen der Gemeinwirtschaft. Der Staat ist gefragt, die Absicherung des allgemeinen Lebensrisikos Pflege auf Sozialversicherungsniveau ist eine Er-

» Wie gelingt in einer Gesellschaft des langen Lebens, des demographischen und sozialen Wandels die Bewirtschaftung des gemeinsamen Lebens? «

runtschaft. Das darf aber nicht dazu führen, das Thema Pflege aus den örtlichen Verantwortungsstrukturen und der örtlichen Kultur zu verdrängen. Dann sehen wir nicht mehr den ganzen Menschen, dann verliert die Dimension von Teilhabe an Wirkkraft, dann machen sich negative Altersstereotype breit. Eine caring community verbindet aktuelles Fachwissen, verlässliche Infrastruktur mit örtlicher (Selbst-) Organisation des im Prinzip nicht delegationsfähigen Themas Sorge. Die in der Gesellschaft breit verankerte Erfahrung mit auf Unterstützung angewiesenen Menschen im hohen Alter bietet eine gute Grundlage für eine produktive Auseinandersetzung mit dem Sorgethema vor Ort, dass auch immer eines der Bürgerinnen und Bürger selbst ist. Ein Weiter so geht nicht, „Wer will schon zum „Pflegefall“ werden? Die Aussicht auf das eigene Alter, das nach Schutz verlangt, zuversichtlich zu gestalten, verlangt nach veränderten Altersbildern, nach einem erweiterten Verständnis von Pflege als es der heutige Pflegebedürftigkeitsbegriff nahe legt und nach aktivem Bemühen um die

Sorgefähigkeit der Gesellschaft vor Ort, um sorgende Gemeinschaften – im Quartier, in der Nachbarschaft, im Dorf.

## 7. DIE AUFGABEN, CHANCEN UND RESSOURCEN DER KIRCHE

Zum Kern kirchlichen Engagements gehört nicht nur das Engagement für die Bedürftigen sondern im Kern die Befähigung zur Selbstsorge und Solidarität in Nachbarschaft und Quartier: Wie gelingt in einer Gesellschaft des langen Lebens, des demographischen und sozialen Wandels die Bewirtschaftung des gemeinsamen Lebens? Unsere Zeit verlangt nach einer Kultur der „gerechten Anstrengung“ (Bude 2009), damit unsere Gesellschaft nicht auseinander fällt. Kirchen können wie im community organizing Ausgangspunkt für neue Formen des ambitionierten Aufbruchs zur Gestaltung der Dörfer und Gemeinden sein. Im ländlichen Raum sind wichtige Impulse von kirchlichen Zusammenschlüssen, wie den Krankenpflegevereinen ausgegangen (Eichstetten) oder kirchliche Akteure ergreifen die Initiative (Ortenberg), das Leitbild einer Caring Community für die Gemeinde zu etablieren. Von der Einrichtungsdiakonie zur Dorfdiakonie geht der Weg, gerade im ländlichen Raum. Das Sorgethema kann Kirchen neu verorten in den ländlichen Gemeinden, wie dies etwa die Landfrauen erleben: Sie schlagen vielfach Brücken zwischen traditioneller Familienpflege und professioneller Versorgung, binden in vielfältiger Weise Menschen an ihre Aktivitäten, vom Ehrenamt bis zur beruflichen Tätigkeit –Dorf verbunden. Kirchen können die Traditionen örtlicher Genossenschaften wieder beleben – in Geist und Rechtsform – und dies nicht nur für sich sondern für den gesamten Ort. Sie tun dies vielfach bereits und vermitteln so Zuversicht, dass vor Ort für uns gesorgt sein wird – wenn es sie gibt, in koproduktivem Zusammenwirken mit ihren diakonischen Einrichtungen als Kompetenzzentren für Sorgefragen. Kirchen bie-

ten schließlich den Ort und Raum, an dem sich Bürgerinnen und Bürger über wesentliche Fragen des Zusammenlebens verständigen, über Formen des Zusammenlebens in Nachbarschaft oder neuen Verwandtschaften. Sie haben Erfahrungen mit der Verantwortungsübernahme für andere und mit der Solidarität mit dem fremden Nächsten. Sie können am ehesten Antworten auf die soziale Fragen unserer Zeit suchen, die von den sorgenden Institutionen unseres Wohlfahrtsstaates nicht mehr bearbeitet werden (Bude 2009). Sie können den sozialmoralischen Ressourcen unserer Gesellschaft, die brachliegen, für die es keine Artikulationsmöglichkeiten gibt, Traditionen und Orte bieten. Die vielfältigen bürgerschaftlichen Initiativen sind Ausdruck dieser Ressourcen. Kirchengemeinden sind in der Lage der Sorgebereitschaft Raum und Strukturen zur produktiven Umsetzung zu bieten. ‹‹

## » LITERATUR:

- » Blinkert, Baldo; Klie Thomas (2004): Solidarität in Gefahr. Hannover
- » Bude, Heinz (2009) „Ein neuer politischer Egalitarismus“ Heinz Bude im Gespräch mit Alexander Foitzik in: Herder Korrespondenz Monatshefte für Gesellschaft und Religion 2/2009
- » Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2010): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft. Drucksache 17/3815. Berlin.
- » Hoberg, Rolf; Künzel, Gerd; Klie, Thomas (2013): Strukturreform Pflege und Teilhabe, Freiburg
- » Klie, Thomas; Pfundstein, Thomas; Eitenbichler, Lydia; Szymczak, Michael; Strauch, Markus (2005): Konzeptionelle und rechtliche Varianten der Versorgung von Menschen mit Demenz zwischen ambulant und stationär. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Band 38, Heft 02/2005. S. 122-127
- » Klie, Thomas; Ross, Paul-Stefan (2005): Wie viel Bürger darf's denn sein!?! Bürgerschaftliches Engagement im Wohlfahrtsmix – eine Standortbestimmung in acht Thesen. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. 36. Jg., 04/2005. Frankfurt a. M. S. 20-43.
- » Klie, Thomas (2013) Wen kümmern die Alten? München
- » Klie, Thomas (2009): „Persönliche Budgets als produktive Irritation im Sozialleistungssystem.“ Erschienen in: „Ein Jahr Rechtsanspruch auf Persönliche Budgets: Umsetzung und Wirkungen. Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 01/2009, S. 04 -16.
- » Klie, Thomas; Schuhmacher, B. (2009): Wohngruppen in geteilter Verantwortung für Menschen mit Demenz. Forschungsbericht „Das Freiburger Modell“. Bundesministerium für Gesundheit. Eigenverlag. Berlin.
- » Klie, Thomas; Student, Johann-Christoph (2007): Die Patientenverfügung. Was Sie tun können, um richtig vorzusorgen. 10. neu bearbeitete u. aktualisierte Auflage. Freiburg im Breisgau: Herder.
- » Kruse Andreas (2013) Alternde Gesellschaft – eine Bedrohung? Berlin
- » Merkel, Angela (2012) Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel anlässlich der Verabschiedung der Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt/Main, Frau Petra Roth 11.06 2012
- » Netzwerk: Soziales neu gestalten (SONG) (2012): Zukunft Quartier – Lebensräume zum älter werden. Positionspapier des Netzwerks: Soziales neu gestalten (SONG) zum demographischen Wandel. Gütersloh.
- » Pawletko, Klaus W. (2005): Ambulant betreute WGs für Menschen mit Demenz: eine kritische Bestandsaufnahme – Das Konzept ist in der Normalität angekommen. In: Häusliche Pflege, Mai / 2005. Hannover, S. 38 – 41.
- » Rothgang, Heinz (2012): Themenreport „Pflege 2030“. Was ist zu erwarten – was ist zu tun?: Bertelsmann Stiftung.
- » Scherf, Henning (2007): Grau ist bunt: Was im Alter möglich ist. 2. Aufl. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien.
- » Wißmann, Peter; Gronemeyer, Reimer (2008): Demenz und Zivilgesellschaft – eine Streitschrift. Mit einem Vorwort von Peter J. Whitehouse, Frankfurt a. M.
- » Woll-Schuhmacher, Irene (1980): Desozialisation im Alter. Stuttgart.

# Was heißt altern für die Landwirtschaft?

**E**s riecht nach heruntergebranntem Holz und Kohlen. Der be-tagte Ofen in der Zimmerecke heizt uns nach Kräften ein und treibt Schweißperlen auf geröte-te Gesichter. Doch die Kälte des Winters gibt sich nicht geschlagen. Sie durchdringt das Fensterglas und die geblümt tapezierten Außenwände, kriecht über die alten Holzdielen und steigt von dort durch Füße und Beine langsam hoch in die Körpermitte. Auf dem liebevoll gerichteten Tisch stehen Kuchen und Torten neben zartem Porzellan. Im Kaffeegelaude der Geburtstagsgesellschaft schwingen Geschichten und Anekdoten aus vergangenen Tagen wie überlanges Getreide im Wind. „Erzählen Sie mir etwas von Landwirtschaft!“ fordert mich plötzlich der alte Bauer auf, der von seinem Ehrenplatz direkt am Ofen der Tafel vorsteht. Das allgemeine Gespräch verstummt, Augen richten sich auf mich. „Ja, Landwirtschaft, ähm ... was interessiert Sie denn am meisten?“ frage ich hilflos und sehe in den Augen des alten Landwirts den Glanz schwinden. „Ja, die Herbstbestellung“ fahre ich unsicher fort „ist jetzt weitgehend abgeschlossen, vereinzelt steht noch Mais auf den Feldern, der wohl noch ...“ Doch ich erreiche meinen Gesprächspartner nicht

mehr. Der Gesprächsfaden zwischen mir und dem alten Bauern ist gerissen. Die eben noch ausdrucksstarken Augen sind wieder trüb und unerreichbar für mich geworden. Große weiche Hände liegen kraftlos auf den Armlehnen des Rollstuhls. „Vater, brauchst Du was?“ fragt die Tochter, selber fast schon eine zahnlose Greisin. Doch der Vater schüttelt den Kopf und spricht mit tonloser Stimme zu seiner Tochter, was nur sie versteht. Das allgemeine Tischgespräch kehrt zurück und legt sich gnädig über uns. Wenige Monate später stehe ich an einem geschmückten Grab in kalter Erde und frage mich: Was bedeutete Landwirtschaft für diesen Menschen, dass er kurz vor seinem Tod noch immer so leidenschaftlich danach fragte und ich darauf so wenig zu sagen wusste?

„Meine Kinder wollen dass ich hier weggehe, aber ich will bleiben!“ Das Gesicht der alten Frau legt sich noch tiefer in Falten. „Kennen Sie nicht Menschen die hier leben wollen? Wenn es die Richtigen wären, würde ich ihnen den Hof sogar schenken! Sie sollten es jedoch so machen wie mein Mann und ich es früher gemacht haben und sie sollten anständig sein und anständig aussehen und ...“ Die Landstraße

habe ich vor dem Dorf in der Kurve verlassen und bin bergauf dem Schotterweg gefolgt. Und dann ist doch noch ein Hof gekommen. Die alte Bäuerin steht auf der Mistplatte vor dem Haus, auf der nun üppig Gemüse wächst. Ein Hund döst in der Sonne, Katzen schleichen herum. Sie zeigt mir den Hof: Der alte Schlepper steht getankt im Schuppen. Der Pflug ist gefettet und steht neben der Drillmaschine und der Egge unter einem Schauer. Alle Dächer sind repariert und der Anbindestall für 11 Kühe in einer Reihe ist so geweißelt und aufgeräumt, als ob gleich neues Vieh auf den Hof kommt. Der gut gefüllte Holzschuppen liegt etwa 30 Meter von Haus entfernt, doch die erwachsenen Kinder wohnen im Ort

und haben Angst um Ihre Mutter. „Was ist wenn sie im Winter stürzt und zwischen Haus und Schuppen liegen bleibt?“ „Was ist wenn Sie die Kellertreppe herunter fällt?“ „Was ist wenn ...?“ Mutter geht nur selten ans Telefon. Jeden zweiten Tag kommen sie und schauen nach ihr. „Die sollten hier lieber was arbeiten als in der Gegend rum zu fahren!“ meint sie dazu. „Ich komm schon zurecht! Und wenn nicht ...“ Den Satz bringt sie nicht zu Ende. Als ich fahre bekomme ich Eier, Brot und Dosenwurst geschenkt, „Sie müssen doch auch von etwas leben ...“ sagt sie und lächelt stolz.

Wir sind im Gespräch mit einem Vater und seinen beiden erwachsenen Kindern.



Der alte Mann lebt seit vielen Jahren allein auf dem Hof und lässt es sich nicht nehmen, uns zu bewirten. Auf dem Tisch steht sauberes Geschirr und ein selber gebackener Topfkuchen. „Wer Hühner hat, hat auch Eier und da muss man doch Kuchen essen, oder etwa nicht?“ meint er und schaut schelmisch zu uns herüber. Auf dem Weg zur Küche heben sich die alten Füße über die Hindernisse auf dem abschüssigen Dielefußboden. Seinen Gleichgewichtsstörungen begegnet der Alte, indem er sich wie ein Matrose auf einem schwankenden Schiff an Wänden und stabilen Möbeln entlang hangelt. In den letzten Monaten ist er ungewöhnlich abgemagert. Als er mit einer vollen Kaffeekanne zurück ist, sprechen wir über den vergangenen Winter und darüber, wie der zukünftige in dem Bauernhaus wohl werden wird. Nein, gefroren hat er nicht, sagt er. Im Hof liegt genug Holz und im Wald sind noch einmal sechzig Raummeter gutes Brennholz, die er im vergangenen Winter gemacht hat. Speichel rinnt aus seinem Mund auf die Tischdecke, er merkt es nicht. Trecker fahren, Holz machen, Hasen und Hühner füttern und schlachten und arbeiten, immer wieder arbeiten, das sind Aktivitäten, die dem Alten Freude machen. Seine Kinder sind verzweifelt: „Vater ist im letzten Sommer zweimal im Garten umgefallen. Wenn ihn nicht zufällig die Nachbarin gesehen hätte, wäre er dort wahrscheinlich liegen geblieben.“ „Und dann ist er wieder mit seinem Schlepper den Hang herunter gerutscht, ... und dabei gibt es weder Heizung noch Badezimmer in Haus.“ Der alte Mann nippt an der Kaffeetasse und schweigt.

Lässt sich aus diesen Geschichten etwas schließen oder folgern? Altern auf dem Land ist ein komplexes Thema und jeder Alterungsprozess ist individuell. Altern bedeutet einen Verlust an Kraft und Leistungsfähigkeit. In welcher Beziehung das Alter eine Chance auf Entwicklung darstellt, ist eine eigene Betrachtung wert, die viel-

leicht bei dem Begriff der Armseligkeit, wie er in der Feldrede oder Bergpredigt auftaucht, ansetzen könnte. Hier möchte ich jedoch bei der Wahrnehmung bleiben: Alte Menschen werden zu Betreuten, zu Menschen, um die man sich sorgt und kümmert. Und wenn das passiert, ist das schon eine ganze Menge.

Aber damit werden alte Menschen mitunter auch zum Ärgernis für die Nicht-Alten, wenn sie deren Erwartungen und Wünsche nicht entsprechen. Wenn sie auf ihrer ‚unzeitgemäßen‘ Lebenswelt beharren, wenn sie mit Ihrem Eigentum eigensinnig umgehen, wenn sie sich zu viel oder zu wenig waschen, wenn sie zuviel oder zuwenig zum Arzt gehen, wenn sie zuviel oder zuwenig oder das falsche Arbeiten, essen und erzählen, kurz, wenn sie sich aus Sicht der anderen „unvernünftig“ verhalten und so die anderen herausfordern. Hilfsbereitschaft ist in Gefahr, sich in die Privatsphäre des Hilfebedürftigen einzumischen. Das ist nicht unverständlich.

Die eigentliche Herausforderung des Alterns auf dem Land liegt meiner Ansicht weniger an weiten Wegen und dem Mangel an Infrastruktur, sondern eher am allgemeinen gesellschaftlichen Verständnis des Austauschverhältnisses zwischen Menschen, bei der der Starke und Leistungsfähige immer im Vorteil ist. Alter braucht nicht nur Regelung, sondern darüber hinaus Barmherzigkeit. Leben, das sich vom Recht des Stärkeren und der Notwendigkeit von Fressen oder Gefressen werden befreien möchte, braucht Barmherzigkeit. Den Begriff der Barmherzigkeit in den Prozess des Alterns und in das individuelle und gesellschaftliche Leben hinein zu übersetzen, ist eine vornehme Aufgabe von Kirche. <<

# Agrarstrukturelle Wirkungen und sozialpolitische Nebenwirkungen der Hofabgabeklausel

Um Rente zu beziehen, müssen in der Alterssicherung der Landwirte (AdL) versicherte Unternehmer ihren Betrieb an einen Nachfolger abgeben oder verpachten. Diese sogenannte Hofabgabeklausel (HAK) wird politisch kontrovers diskutiert: Die Befürworter führen agrarstrukturpolitische Argumente an, wie eine positive Beeinflussung der Altersstruktur der Betriebsleiter oder verbesserte Wachstumschancen für Zukunftsbetriebe mit Hofnachfolgern. Die Kritiker der Regelung bestreiten diese Wirkungen bzw. die Notwendigkeit einer entsprechenden staatlichen Steuerung und monieren Nachteile für nicht abgabewillige Landwirte. Der Autor hat mit einer im Auftrag des Bundeslandwirtschaftsministeriums erstellten Studie<sup>1</sup> versucht, die empirische Grundlage für diese kontroverse Diskussion zu verbessern und dadurch auch zu deren Versachlichung beizutragen.

## AGRARSTRUKTURELLE WIRKUNGEN DER HOFABGABEKLAUSEL

Häufig wird argumentiert, in Deutschland gebe es wegen der HAK weniger alte und mehr junge Landwirte als in den meisten anderen EU-Staaten. Ein Vergleich der Altersstruktur der landwirtschaftlichen Unternehmer in der EU bestätigt, dass vor allem EU-Länder mit agrarsozialen Sondersicherungssystemen (Finnland, Frankreich, Deutschland, Österreich, Polen) einen ge-

ringen Anteil älterer Betriebsinhaber aufweisen. Deutschland hat in Bezug auf die Anzahl der Betriebsleiter ab 65 Jahren mit 6,6 % den zweitgeringsten Anteil und liegt in Bezug auf die landwirtschaftlich genutzte Fläche mit 4,7 % lediglich hinter Frankreich und Finnland und knapp vor Polen und Österreich. Der Durchschnitt aller EU-Mitgliedstaaten beträgt 27,4 % bei der Anzahl und 13,2 % bei der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Allerdings verlangen

» Gleichzeitig fällt die Abgabe aufgrund des häufiger fehlenden Nachfolgers deutlich schwerer.

«

unter den Ländern mit agrarsozialen Sondersystemen nur Deutschland und Frankreich die Hofabgabe für den Altersrentenbezug, Österreich und Finnland dagegen nicht und Polen nur bei der Zusatzrente. Die Rolle der HAK für die vergleichsweise günstige Altersstruktur in der deutschen Landwirtschaft ist daher nicht eindeutig zu bestimmen. Deutschland hat zwar einen deutlich geringeren Anteil älterer Betriebsleiter als beispielweise Italien, Spanien oder das Vereinigte Königreich. Die Beispiele Polen, Finnland und Österreich und der im Vergleich zu Deutschland deutlich höhere Anteil jüngerer Betriebsinhaber unter 35 Jahren in diesen Ländern verdeutlichen jedoch, dass eine günstige Altersstruktur der Betriebsinhaber in der Landwirtschaft auch ohne rigides Hofabgabeverfordernis erreicht werden kann.

Die Analyse des Abgabeverhaltens der Landwirte mit erstmaligem Rentenbezug 2011 bestätigt dagegen, dass die HAK den Strukturwandel fördert. Die agrarstrukturell besonders positiv bewerteten Abgabeformen Eigentumsübertragungen (in der Familie und an Dritte) und Verpachtungen an Dritte wiesen einen hohen Anteil an den im Zuge der Rentenbeantragung genutzten Abgabeformen auf. Zusammengefasst waren es 61 % der Abgabefälle bzw. 68 % der mobilisierten Eigentumsfläche. Dies belegt, dass wachstumswillige Betriebe die Flächen der abgebenden Landwirte früher

übernehmen konnten als dies ohne HAK der Fall gewesen wäre. Die agrarstrukturelle Wirksamkeit der Regelung zeigen auch die Fälle der Eigentumsübertragung in der Familie, bei denen der nachfolgenden Betriebsleitergeneration die volle unternehmerische Verantwortung übertragen wurde. Insofern stützt die Analyse die Aussage, die HAK erbringe positive agrarstrukturelle Effekte. Von Experten wird besonders betont, das Hofabgabeverfordernis erzwingt die Auseinandersetzung mit dem Thema Ruhestand und Betriebsweitergabe, die ansonsten möglicherweise unterbliebe. Die HAK diene als Orientierungspunkt für die Generationen und unterstütze so auch die Beratung von außen.

### SOZIALPOLITISCHE „NEBENWIRKUNGEN“

Die Studie thematisiert aber auch die Konsequenzen und Nebenwirkungen der Hofabgaberegulierung auf die soziale Absicherungsfunktion der landwirtschaftlichen Alterssicherung. Hier sind drei Aspekte besonders hervorzuheben:

Über eine Sondererhebung der landwirtschaftlichen Alterskassen konnte in der Studie erstmals der Kreis der Landwirte im Rentenalter, die ihren Betrieb unter Verzicht auf Altersrente aus der AdL weiterwirtschaften, genauer bestimmt werden. Bundesweit sind dies insgesamt knapp 7.000 landwirtschaftliche Unternehmer, die trotz Erreichen der Regelaltersgrenze weiterwirtschaften. Diese Landwirte haben im Schnitt knapp 35 Jahre Beiträge zur AdL entrichtet und hätten ohne HAK einen monatlichen Rentenanspruch von knapp 435 Euro (Zahlen für 2012; alte Bundesländer).

Ein Vergleich der Alterseinkünfte von Selbstständigen belegt, dass (ehemalige) Landwirte im Rentenalter auch deshalb die geringsten Einkünfte unter allen Selbstständigen aufweisen, weil andere Selbstständige neben dem Rentenbezug häufig auch nach

Erreichen der Regelaltersgrenze erwerbstätig bleiben.

Schließlich zeigt die Analyse, dass sich der Steuerungsdruck der HAK asymmetrisch verteilt und dadurch soziale Absicherungsfunktion und strukturpolitische Steuerungseffekte in der AdL gegenläufig wirken: Diejenigen Landwirte, bei denen aufgrund einer überdurchschnittlichen Betriebsgröße der strukturpolitische Effekt der HAK am größten wäre, sind am wenigsten von der Einbuße der Altersrente betroffen. Dieser Gruppe fällt auch die Abgabe leichter, weil proportional zur Betriebsgröße die Wahrscheinlichkeit ansteigt, einen Nachfolger in der Familie zu haben. Für Betriebsleiter mit kleineren Betriebsgrößen oder wenig Eigentumsflächen ist der Effekt genau entgegengesetzt: Der drohende Verlust der AdL-Rente wiegt hier schwerer, weil diese einen vergleichsweise großen Anteil an den Einkünften ausmacht und der Druck zur Abgabe ist dadurch relativ größer. Gleichzeitig fällt die Abgabe aufgrund des häufiger fehlenden Nachfolgers deutlich schwerer. Einmal aus emotionalen Gründen, aber auch, weil einer weiteren Verwendung vorhandener Gebäude oder Betriebsmittel durch die Abgabevorschriften enge Grenzen gesetzt werden. Der Abgabedruck und die ökonomischen Folgen der HAK sind für diese Gruppe demnach größer, der strukturpolitische Effekt einer Abgabe bei diesen Betrieben im Regelfall aber geringer als bei Zukunftsbetrieben mit Hofnachfolgern.

Der Kreis der HAK-Kritiker wird möglicherweise größer werden. Die zahlenmäßig umfangreicheren Nachkriegsjahrgänge erreichen jetzt das Rentenalter, und mehr als 50 % der Landwirte ab 55 haben keinen sicheren Hofnachfolger in der Familie.

## **EMPFEHLUNG: EINFÜHRUNG EINER RENTE MIT ABSCHLAG**

Die Studie kommt insgesamt zu dem differenzierten Ergebnis, dass die Hofabga-

beklausel zwar einerseits in Richtung der angestrebten agrarstrukturellen Ziele wirkt, aber andererseits auch in Teilen die soziale Absicherungsfunktion der landwirtschaftlichen Alterssicherung beeinträchtigt. Welche der Zielsetzung wichtiger ist, ist letztlich eine Frage der politischen Präferenzen und daher keine wissenschaftlich zu lösende Aufgabe. Hier ist die Politik am Zug.

Als Kompromissmöglichkeit wird die Einführung einer Rente mit Abschlag für die Landwirte empfohlen, die mit Ausnahme des Abgabeerfordernisses alle weiteren Voraussetzungen für den Altersrentenbezug erfüllen. Der Vorteil dieser Lösung bestünde darin, agrarstrukturpolitische Zielsetzung und soziale Absicherungsfunktion der AdL stärker zu trennen. Die Härte des Hofabgabeerfordernisses würde abgeschwächt, ohne die agrarstrukturelle Anreizwirkung des Hofabgabeerfordernisses aufzugeben. Weiterhin würde eine klarere Trennung zwischen sozialer Absicherungskomponente (Rente bei Erreichung der Altersgrenze bzw. verminderter Erwerbsfähigkeit) und agrarstruktureller Anreizkomponente (höhere Rente bei Hofabgabe als bei Weiterbewirtschaftung) geschaffen werden. Dieser Rentenabschlag und vor allem die weiter bestehenden höheren Beiträge für die landwirtschaftliche Kranken- und Pflegeversicherung gegenüber einer Aufgabe der Bewirtschaftung führen dazu, dass ein Anreiz zur Hofabgabe bestehen bleibt. <<

- 1) Vgl. die Langfassung der Studie: Mehl P. (2013): Agrarstrukturelle Wirkungen der Hofabgabeklausel. Zielerreichung und mögliche Folgen einer Abschaffung dieser Leistungsvoraussetzung in der Alterssicherung der Landwirte. Studie im Auftrag des BMELV. Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut, 174 p, Thünen Rep 4. Zu finden unter: [http://www.ti.bund.de/fileadmin/dam\\_uploads/vTI/Publikationen/Thuenen%20Report/Th%C3%BCnen\\_Report\\_4\\_Mehl\\_Internet.pdf](http://www.ti.bund.de/fileadmin/dam_uploads/vTI/Publikationen/Thuenen%20Report/Th%C3%BCnen_Report_4_Mehl_Internet.pdf)

# Auf dem Land gut altwerden können

## Herausforderungen für die kirchliche Altenarbeit

Die steigende Lebenserwartung, der Rückgang der Geburten, der Verlust von Arbeitsplätzen und der Wegzug verändern das Leben in vielen Landgemeinden. Vor allem die Abwanderung junger Menschen lässt Dörfer schrumpfen und beschleunigt den demografischen Wandel: Ländliche Regionen altern schneller als städtische.

Inzwischen fürchten überall in Deutschland Dörfer um ihre Existenz. Denn das „Raus aufs Land“ vergangener Jahrzehnte hat sich in eine „Flucht“ in Richtung Großstadt umgekehrt. Zunehmend ziehen kinderlose Paare wie auch gutbetuchte ältere Menschen die städtische Infrastruktur und das kulturelle Angebot der Metropolen der ländlichen Idylle vor.

Die Entwicklung des ländlichen Raumes verläuft allerdings ungleich. Zu beobachten ist ein Nebeneinander von Wachsen und Schrumpfen. Neben strukturschwachen Räumen mit deutlichen Wanderungsverlusten gibt es prosperierende Landgemeinden. Während Dörfer in räumlicher Nähe zu großen Städten ihre Einwohnerzahlen halten oder sogar steigern können,

haben entlegene Orte schwer am demografischen Wandel zu tragen. Hier entsteht ein *circulus vitiosus*, bei dem mehrere Faktoren sich gegenseitig verstärken: fehlende Arbeitsplätze – selektive Abwanderung – negative Bevölkerungsentwicklung – hoher Anteil Älterer – geringere Finanzkraft – Rückbau der öffentlichen Infrastruktur – schlechte Nahversorgung – sinkende Standortqualität ...

Doch die Bewertung des Landlebens ist unterschiedlich. Nicht wenige schätzen seine Qualitäten und Stärken: das durch Vereine und Nachbarschaft geprägte verbindende Sozialgefüge, die Chancen von Brauchtum und Tradition, die hohe Verbundenheit mit dem Ort und die daraus erwachsende Bereitschaft zur Eigeninitiative, wie auch die Möglichkeit, naturnah und naturverbunden zu leben. Auch wenn in vielen ländlichen Gebieten eine allmähliche Verstädterung zu beobachten ist und eine partielle Angleichung der Land- an die Stadtbevölkerung stattgefunden hat, sind Mitverantwortlichkeit und Gemeinschaft in ländlichen Sozialräumen per se auch heute noch deutlicher ausgeprägt, als im urbanen Umfeld. Hieran anzuknüpfen wird Aufgabe

einer gemeinwesenorientierten Altenarbeit und nachhaltigen Gemeindeentwicklung im Dorf sein.

## HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE GEMEINDEN

Die Möglichkeiten, sich gegen die Abwanderung zu stemmen, sind für die Mehrzahl der Landgemeinden eher gering. Dabei zeigt sich, dass gerade die Älteren mit ihrem bürgerschaftlichen Engagement viel zur Sicherung der Lebensqualität und der Vitalisierung des Dorfes wie auch des Gemeindelebens beitragen können. Dies zu nutzen, setzt allerdings einen Paradigmenwechsel in der Altenarbeit voraus. Stand früher die Frage „Was kann die Gemeinde für die Alten tun?“ im Zentrum, so ist heute zu fragen: „Was können die Alten für die Gemeinde tun?“.

Wer die Potenziale Älterer nutzen möchte, darf allerdings nicht nur um Mitarbeit in bereits bestehende Projekte und Aufgaben werben. Denn heute verbinden auch Ältere mit ihrem diakonischen oder kirchlichen Engagement den Wunsch nach Selbstverwirklichung, Freude und Erfüllung. Nicht wenige sind bereit, Aufgaben zu übernehmen, die sie als sinn- und bedeutungsvoll ansehen. Ihnen sollte die Kirchengemeinde Räume für ein selbstbestimmtes Engagement anbieten, in denen sie mit anderen neue, eigenständige Angebote mit selbstgesetzten Zielen entwickeln können.

## KIRCHENGEBÄUDE NUTZEN

Bei den derzeitigen Spardebatten in der Kirche wird oft übersehen, dass selbst kleinere Dorfgemeinden „Stein-reich“ sind. Sie besitzen mit der Kirche, dem Gemeinde- oder Pfarrhaus oft die letzten noch verbliebenen öffentlichen Räume im Dorf. Nicht selten steht die Kirche im Ortskern, prägt das Bild des Dorfes und hat Anteil an der dörflichen Identität.

Damit die „Kirche (nicht nur das Gebäude) im Dorf bleibt“, muss die Dorfkapel-

le auch „bespielt“ werden – selbst dann, wenn das zuständige Pfarramt diese Aufgabe nicht mehr wahrnehmen kann. Dazu bedarf es regelmäßiger, von Gemeindegliedern verantworteter Gottesdienste. Beispielhaft und zur Nachahmung empfohlen ist die Initiative „einfach.Gottesdienst.feiern – Schätze entdecken und miteinander teilen“ des hannoverschen Sprengels Hildesheim-Göttingen. In über 100 Dorfkirchen finden hier jede Woche von Ehrenamtlichen geleitete gottesdienstliche Feiern statt. Ihnen liegt eine einfache, unkomplizierte und nur geringe Vorbereitung beanspruchende Liturgie zugrunde. Die in der Regel von älteren Gemeindegliedern getragene Initiative nimmt den Wunsch von Menschen nach einer lokalen Identität und Beheimatung auf. Sie trägt dazu bei, dass die Kirche als Sakralraum belebt wird und ein „durchbeteter“ Raum bleibt.

Damit die Dorfkirche ihre zentrale Stellung behält, sollte sie darüber hinaus mehrfach genutzt werden: als Kulturzentrum und Versammlungsraum. Das Gemeinde- oder Pfarrhaus ließe sich z. B. als Ort für einen Dorfladen, die Poststelle oder das Dorfcafé, für eine PflEGEGEWONGEMEINSCHAFT oder als Räumlichkeit für die mobile ärztliche Versorgung nutzen. Auf diese Weise bliebe die Kirche trotz Rückgang der Mitgliederzahlen eine Volkskirche: eine Kirche für das Volk.

Gerade für kleine, dörfliche Kirchengemeinden gilt: Umso geringer die eigenen Ressourcen, umso dringlicher ist die Kooperation. Wer sich als Gemeinde selbst genug ist, wird weder eine Strahlkraft nach außen entwickeln, noch attraktiv für die eigenen Mitglieder sein. Gerade durch die Vernetzung in das Gemeinwesen hinein, kann die Gemeinde diakonische und missionarische Kirche bleiben. Indem sie ihre Kontaktflächen nach außen erhöht, eröffnen sich ihr neue Möglichkeiten. Auch hier sind besonders die gefragt, die über die knappe Ressource Zeit verfügen: Menschen in der nachberuflichen Lebensphase.

CAROLA SCHMIDT

# ALLES RETRO, ODER WAS?

Urlaubszeit. Ich sitze auf der Terrasse – blauer Himmel, Sonnenschein, Vogelgezwitscher – nun ist er doch noch gekommen, der lang ersehnte Sommer.

Es klappert. Zwei Ansichtskarten fallen durch den Briefschlitz in der Haustür. ‚Och‘, denke ich, wie wunderbar altmodisch - handgeschriebene Grüße aus den Ferien! Welch schöne Alternative zu den Mitteilungen per SMS oder „WhatsApp“.

Der Griff geht zur Zeitung. Der russische Geheimdienst hat bei einem deutschen Unternehmen elektronische Schreibmaschinen sowie Farb- und Korrekturbänder bestellt, heißt es in einem Artikel. Unfassbar! Wir leben im Zeitalter der grenzenlosen Mobilität und des weltumspannenden Informationsflusses und die Schreibmaschine kehrt zurück! Bilder von Konsumartikeln aus meiner Kinder- und Jugendzeit tauchen vor meinen Augen auf. Markennamen, die aus den Regalen lange Zeit verschwunden waren und vor einigen Jahren wunderbarerweise dort wieder auftauchten.

Eine faszinierend-widersprüchliche Zeit, in der wir leben: Ein „Event“ muss das nächste jagen, sonst droht Langeweile; versagt das Smartphone seinen Dienst, fühlen sich viele Menschen auf dem Niveau der Steinzeit. Zeitschriften, in denen die schönen Seiten des Landlebens beschrieben werden, erreichen immer neue Höchststände an Leserinnen und Lesern; Gärtnern liegt – auch bei jüngeren Menschen – voll im Trend. Zugleich kehren immer mehr Einwohner dem ländlichen Raum den Rücken, so dass ganzen Regionen die Perspektivlosigkeit droht.

Entschleunigung, Ruhe, Muße, Heimat als ersehnte Ziele; Schnelligkeit, Zeitmangel, Überforderung durch Technik und Informationen als gelebte Realität. Was würden Oma und Opa wohl sagen, die bei schönem Wetter – in aller Beschaulichkeit - abends immer auf der Gartenbank unter dem Apfelbaum saßen und auch mit den Nachbarn gerne einen „Klönssnack“ gehalten haben – im Sinne des „social networking“!

Ein Gebet des Theologen Bernhard Lang geht mir durch den Kopf: „Gib uns die Kraft zurück, die wir aufgebraucht haben. Gib uns die Freude am Leben zurück. Wir sind so leer. Lass uns Atem schöpfen, Gott, von Deinem Atem. Gib uns wieder das rechte Wort, das wir verloren haben. Gib uns wieder ein Ziel. Wir sind so leer. Lass uns Atem schöpfen, Gott, von Deinem Atem.“

Oma und Opa haben vorgelebt, wie gut solche Momente der Entspannung tun können. Einfach mal dazusitzen, ohne von den neuen Informationstechnologien vereinnahmt zu werden. Gottes Schöpfung „offline“ zu genießen und „Grünkraft“ als Lebenselixier zu nutzen. Ein bisschen mehr „retro“ in diesem Sinne würde vielen Menschen zweifellos gut tun.

Gott stärke in uns die Erkenntnis, dass mehr Geschwindigkeit und mehr Vielfalt nicht per se mehr (Lebens-) Qualität bedeuten. „Weniger kann mehr sein“ – diese Feststellung ist nicht nur eine geflügelte Redewendung, sondern kann zu einer Quelle neuer Inspiration und Innerlichkeit werden. Und möglicherweise liegen in dieser Einsicht auch neue, noch unentdeckte Chancen für den ländlichen Raum! <<



Foto: C. Schmidt

## GEMEINSAM GEMEINDE GESTALTEN

Zu den tiefeingepägten Vorstellungen einer Dorfgemeinde gehört noch immer das Bild der Pastorenkirche. Doch der Anschein trügt. Selbst wenn „im Pfarrhaus das Licht ausgeht“, bleibt die Gemeinde im Dorf. Denn es leben weiterhin Christinnen und Christen hier, die sich mit der Dorfgemeinde verbunden fühlen, die Kirche aufschließen, Lesungen halten und Menschen besuchen.

Damit ist eine zentrale Herausforderung für die Christinnen und Christen im ländlichen Raum benannt: Sie müssen sich von dem überholten, tief in ihnen sitzenden Kirchenbild des 20. Jahrhunderts lösen: „Ohne Pfarrerin bzw. Pfarrer keine Kirche.“ Dieses Leitbild einer hauptamtlich geführten Gemeinde lässt sich angesichts der rückläufigen Mitgliederzahlen und geringeren Finanzmittel nicht mehr aufrechterhalten. Es ist an der Zeit, die Gemeinde von den Kirchenmitgliedern und deren Potenzialen, nicht aber vom Pfarramt her zu denken. Wenn Kirche auch zukünftig in der Fläche präsent sein will, darf sie sich nicht vorrangig auf die bezahlten Mitarbeitenden fixieren. Vielmehr sollte sie die augenblickliche Lutherdekade nutzen, das Priestertum aller Glaubenden und Getauften zu leben und jeden getauften Christenmenschen dazu einladen, mit seinen Gaben das Gemeindeleben mitzugestalten.

Auch hier sind vor allem Menschen in der nachberuflichen Lebensphase in den Blick zu nehmen, von denen nicht wenige für sich eine überschaubare, sinnvolle Aufgabe suchen. Sie könnten sich z. B. als Lektor/Lektorin, Prädikant/Prädikantin oder Kurator/Kuratorin in die Gemeinde einbringen. Letztgenannte werden dazu ausgebildet und befähigt, die Rolle von kirchlichen Ansprechpersonen für die Dorfgemeinde zu übernehmen, Ehrenamtliche zu begleiten, den Kontakt zum Kirchenvorstand und Pfarramt wie auch zum Kirchenkreis oder Dekanat zu halten. Auf diese Weise tragen sie dazu bei, dass die Kirchengemeinde

durch Menschen im Dorf präsent ist und ein „Gesicht“ behält, die Kirche die Nähe zu den Menschen bewahrt und „ansprechend“ bleibt.

## SCHRITTE ZUR NEUORIENTIERUNG DER KIRCHE IM LÄNDLICHEN RAUM

Im Zuge der Sparmaßnahmen werden vielerorts kleine Gemeinden – nicht selten gegen ihren Willen – aufgelöst. Damit wiederholt sich in der Kirche, was in den Kommunen in den 70er Jahren geschah: kleinere Gemeinden wurden zu größeren Einheiten zusammengelegt, die damals in den kleinen Dörfern noch vorhandene Ehrenamtlichkeit ging in Hauptamtlichkeit über. Diese von der Verwaltung her gedachte Reform übersah, dass sich regionale Identitäten nicht an Verwaltungsgrößen orientieren. Eine Folge war, dass die Zahl der Aktiven zurückging. Vor allem ältere Menschen fühlten sich ausgegrenzt, abgehängt und der Heimat beraubt. Diese Fehler sollte die Kirche vermeiden. Dazu ist es notwendig, sich von der falschen Alternative Regionalgemeinde versus Dorfkirche, Leuchttfeuer versus Lichterkette zu lösen. Vielmehr ist die Kirche in der Fläche so zu gestalten, dass sie Menschen in ihrem Wohn- und Lebensumfeld Heimat bleibt oder werden kann. Dies wird nur gelingen, wenn zukünftig davon abgesehen wird, für Gemeinden eine an Gemeindegliedern bemessene Einheitsgröße vorzusehen, sondern die Vielfalt und Unterschiedlichkeit kirchlicher Präsenz vor Ort – die attraktive Großgemeinde wie auch die selbstorganisierte Kapellengemeinde – als notwendig und bereichernd angesehen werden.

Schließlich gilt es Abschied zu nehmen von einer einseitig betreuungs- und versorgungsorientierten Gemeindegemeinschaft. Gefordert ist vielmehr eine Zuwendung zu den Menschen, die die Vitalisierung vorhandener Kräfte fördert, Hilfe zur Selbsthilfe ermöglicht und auf eine Befähigung zum Engagement zielt. Nur so kann die Gemein-

de Teil der dörflichen „Caring Community“ (sorgende Gemeinschaft) werden. Und nur eine so verstandene gemeinwesenorientierte Kirchengemeinde kann Trägerin einer aufsuchenden und aktivierenden Altenarbeit sein.

### **Schritte auf dem Weg zur sorgenden Gemeinde in ländlichen Räumen:**

#### **1. Fest eingeschriebene Gemeindebilder überwinden**

Leitbilder können inspirieren aber auch deprimieren. Sie werden dann zu einer Belastung, wenn sie sich zu weit von der gemeindlichen Realität entfernt haben. So hat das traditionelle Bild einer lebendigen evangelischen Gemeinde, ausgerüstet mit einer Pfarrstelle und bezahlten Mitarbeitern, gekennzeichnet durch eine blühende Gemeindegemeinschaft mit Angeboten „von der Wiege bis zur Bahre“ und einer Vielzahl von engagierten Mitarbeitenden, für Menschen im 500-Seelendorf nur wenig Ermutigendes. Statt sich an dem veralteten

„Idealbild“ zu orientieren, sollten sie das Fragmentarische ihres gemeindlichen Alltags annehmen und den Blick auf das richten, was vorhanden und möglich ist.

#### **2. Die eigenen Potenziale in den Blick nehmen und die Strahlkraft erhöhen**

Viele Gemeinden fühlen sich heute durch Sparauflagen und Ansprüche so unter Druck, dass sie ihr Sozialkapital nicht wahrnehmen: Menschen, mit ihren Gaben und Bedarfen, Netzwerken und Beziehungen; Räume und Gebäude mit vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten. Allein die im Besitz der Kirchengemeinde befindlichen Gebäude können, wenn sie der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden, die Kirchengemeinde zu einer Agentur für die dörfliche Gemeinschaft und einem Forum lokaler Identität werden lassen. Eine Gemeinde, die diese Potenziale wahrnimmt, wird sich selbstbewusst als Teil des Sozialraumes verstehen und eine aktive Rolle bei der Gestaltung der dörflichen Gemeinschaft übernehmen.



### 3. Kooperationspartner suchen

Eine Kirchengemeinde, die sich als Teil des dörflichen Ganzen versteht, hält nach Kooperationspartnerinnen und -partnern Ausschau. Sie sieht in der Zusammenarbeit die Chance eines erhöhten Informationsgewinns wie auch die nachhaltige Verankerung ihrer Themen im Ort. Als Mitgestalterin des dörflichen Sozialraumes hat sie Anteil am dörflichen Wir, ohne in ihm aufzugehen und fühlt sich für die hier Lebenden zuständig – auch für die, die nicht zu ihr gehören.

### 4. Sich profiliert einbringen

Die Öffnung in die dörfliche Gemeinschaft und die Kooperation mit anderen erweitert den Handlungsspielraum der Kirchengemeinde. Sich der eigenen Stärke besinnend und profiliert einbringend, wird sie dabei als Kirche erkennbar bleiben und Akzeptanz erfahren. Eine Kirchengemeinde, die sich in dieser Weise in die dörflichen Milieus hineinbegibt, sich um der Menschen Willen inkarniert, wirkt missionarisch. Weil sie für liebevolle Zuwendung Gottes zu seinen Menschen steht, hat sie Anteil an der Mission Gottes für diese Welt.

### 5. Kirche mit und für andere sein

Die Gemeinwesenorientierung der ländlichen Kirchengemeinden ermöglicht es ihr, Kirche mit und für andere zu sein. Durch Vernetzung und aktive Teilhabe unterstützt sie die Entwicklung des dörflichen Alltags, die Verbesserung der Lebensbedingungen der hier Lebenden und stärkt die regionale Identität der Bewohner. Als Kirche mit und für andere wird sie dem Grundauftrag einer christlichen Gemeinde, immer auch eine diakonische Gemeinde zu sein, gerecht.

### 6. Verfasste Diakonie und gemeindliches Engagement verknüpfen

Dörfliche Kirchengemeinden brauchen die Zusammenarbeit mit diakonischen Fachstellen, wenn sie ihrem Anspruch, Kir-

chen für andere zu sein, gerecht werden wollen. Die Kooperation mit dem Pflegedienst, der Schuldnerberatung und anderen diakonischen Diensten in der Region wird es ihnen ermöglichen, den Menschen am Ort Lebenshilfen anzubieten: als Hilfebedürftige und als ehrenamtlich Engagierte.

### 7. Auf eine kirchliche Vernetzung Wert legen

Die dörfliche Kirchengemeinde – ob selbstständig oder Teil einer Regionalgemeinde – ist nicht allein und setzt ihre Schwerpunkte in Abstimmung mit anderen Gemeinden im Kirchenkreis oder Dekanat. Die Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden und kirchlichen Zusammenschlüssen bietet ihr die Chance z. B. ein Gesamtkonzept kirchlicher Altenarbeit zu entwickeln, das niemanden ausgrenzt, regionale Schwerpunkte setzt und dadurch auch die eigene Gemeinde stärkt.

### 8. Den Gemeinden, die sich aufmachen, wachsen Kräfte zu

Dörfliche Kirchengemeinden, die sich auf einen Weg der Erneuerung ihrer selbst und ihres Bezuges zum Gemeinwesen geben, werden an Attraktivität gewinnen und keine Ressourcenprobleme haben. Als sorgende Gemeinschaften, die sich um die Menschen am Ort kümmern, wird ihnen zuwachsen, was sie brauchen: Finanzmittel wie auch Mitarbeitende. Gerade ältere Menschen zeigen eine wachsende Bereitschaft, sich ehrenamtlich zu betätigen, wenn die angebotene Aufgabe sinn- und bedeutungsvoll ist und sie sich selbstbestimmt mit ihren Begabungen und Interessen einbringen können.

### DÖRFliche SENIORENARBEIT

Die nach wie vor vorherrschende, am Versorgungsmodell organisierte kirchliche Altenarbeit, bedarf dringend einer Ergänzung, nicht zuletzt, weil sie die „jungen Alten“ nicht erreicht. Die Ausweitung der

Lebensphase Alter und die damit verbundene Heterogenität des Alterns erfordern neue Angebotsformen. Notwendig ist

- » eine gemeinwesenorientierte Altenarbeit, die nicht betreut, sondern aktiviert und auf die Selbstorganisation der Betroffenen setzt.
- » eine aufsuchende Altenarbeit, deren Ziel es ist, Talente zu entdecken und Potenziale für das Gemeinwohl zu erschließen.
- » eine auf den Sozialraum bezogene Altenarbeit, die Einfluss nehmen will auf die Lebensbedingungen im Quartier und die Daseinsvorsorge und -sicherung im Dorf.

Als gemeinwesenorientierte Altenarbeit ermöglicht sie Teilhabe, macht aus Betroffenen Beteiligte und gibt der Befähigung den Vorrang vor der Betreuung. Dazu bietet sie Gelegenheit und Raum an für Begegnung und Austausch, für gemeinsames Tun und Erleben, Entdecken und Gestalten. Als selbstorganisierte Altenarbeit fördert sie Hilfe zur Selbsthilfe, Partizipation und Solidarität – auch zwischen den Generationen – und zielt auf die Entwicklung und Gestaltung einer „Caring Community“.

Inzwischen werden an vielen Orten neben traditionellen Angeboten Formen selbstorganisierter kirchlicher Altenarbeit praktiziert, die darauf zielen,

- » dass älteren Menschen sich mit ihren Kompetenzen und Fähigkeiten in das Gemeinwesen einbringen, am gesellschaftlichen Leben teilhaben, sich gebraucht fühlen und für sich eine sinnstiftende Aufgabe finden können.
- » dass sich für die Kirchengemeinde neue Zielgruppen eröffnen, Talente entdeckt werden und ihnen Raum gegeben wird, die Verlebendigung des Gemeindelebens zu fördern und die Kirchengemeinde somit Anteil an der „Caring Community“ hat.
- » dass sich die Lebensqualität im Dorf erhöht, Beheimatung und Vernetzung gefördert, der Einsamkeit im Alter entgegen-

gewirkt wird und die soziale Wärme in der dörflichen Gemeinschaft erhalten bleibt.

Diese neu entstandene selbstorganisierte Altenarbeit zielt auf eine Zivilgesellschaft, in der sich Bürgerinnen und Bürger aktiv in das gesellschaftliche Leben einbringen, ihre Anliegen und Probleme öffentlich machen und mit anderen zusammen an einer Lösung arbeiten. Sie lebt davon, dass Menschen sich für ihren Ort einsetzen, an einer aktiven Nachbarschaft interessiert sind und ihre Anliegen selbst in die Hand nehmen. Als Anwältin für ein gutes Leben im Dorf sucht sie die Vernetzung und ermutigt und befähigt Menschen, sich zu engagieren: als ehrenamtliche Alltagsbegleiter, als Fahrerin des Bürgerbusses, als Mitarbeitende bei der Tafel oder im Demenzcafé, in der Besuchsdienstarbeit oder im Tauschring... Indem Menschen dies tun, verändert sich nicht nur die kirchliche Altenarbeit, sondern die ganze Kirchengemeinde wie auch das Dorf.

Doch das alles ist nicht umsonst zu haben. Die Erfahrungen von sozialen Projekten zeigen, dass hauptamtliche Ansprechpartnerinnen und -partner ein entscheidender Erfolgsfaktor für eine nachhaltige Engagementförderung gerade in strukturschwachen ländlichen Gebieten sind. Die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements, die Kontinuität der Netzwerkarbeit, die Bündelung lokaler Aktivitäten wie auch die Gewinnung, Begleitung und Unterstützung von Freiwilligen wird ohne bezahlte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Region auf Dauer nicht zu haben sein. <<

Der Text fasst die wichtigsten Ergebnisse der AG „Altwerden auf dem Land“ der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EAfA) zusammen. Der Gesamtbericht kann unter <http://www.ekd.de/eafa> bezogen werden.

BEATE WOLF

# Drei Generationen – drei Höfe – eine Gemeinschaft

03 / 2013  
36

KIRCHE im ländlichen Raum

**E**s ist ein Juniabend, wie er im Buche steht, der Duft vom Heu zieht über den Hof, im Hintergrund sieht man Pferde und die sanierten Fachwerkstallungen, eine Glucke führt ihre Küken über den Hof, ein paar Mädchen kommen kichernd aus den Ställen. Der Reiterhof Kunkel in Dollgow, 80 km nördlich von Berlin, ist ein Schmuckstück.

„Hier sah es schlimm aus nach der Wende“ erzählt Regina Kunkel. Sie, ihre beiden Töchter, Jeannette und Melanie, ihre 10-jährige Enkelin Joyce und die beiden Babys Neo und Nike sitzen mit mir am Grillplatz. Ihr Mann Achim ist noch zur Heuernte, Robin, der 16-jährige Bruder von Joyce in Berlin auf Klassenfahrt.

Drei Generationen bewohnen den Hof und ich möchte gern wissen, wie das so ist mit den Alten und den Jungen. Jeannette lacht: „Na ab und zu gibt’s ein Gewitter und dann ist die Luft wieder rein!“

„Wir kennen das ja nicht anders“, erzählt Mutter Regina. „Der Hof ist schon mindestens 150 Jahre alt und wurde immer weitergegeben. Mein Vater hat 65 ha Land bewirtschaftet. Alle Krisen haben wir gut

überstanden, selbst den schlimmen Krieg und die Russen, bis dann 1961 die Zwangskollektivierung kam.“ Der Hof wurde quasi enteignet, das Land, Vieh und die Maschinen kamen in die LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft), die LPG nutzte die Stallungen für ihre Kühe. „An den Gebäuden wurde natürlich kaum etwas repariert, alles zerfiel langsam, der Misthaufen war direkt neben dem Trinkwasserbrunnen.“

Ihre Beschreibung weckt Erinnerungen in mir an die LPG in Mecklenburg, in der ich Rinderzüchterin gelernt habe. Grau, heruntergekommen, viel Beton, Wellblech und Asbest. Kaum vorzustellen, dass diese Idylle in Dollgow mal ähnlich aussah.

Regina Kunkel und ihr Mann sahen jedenfalls keine Zukunft damals in der Landwirtschaft. Achim Kunkel, der Ökonomie studiert hatte, war ohnehin leidenschaftlicher Koch und Gastwirt, die Kunkels arbeiteten in einem Ferienbetrieb im Nachbarort. Ein Pferd, ein paar Hühner und Enten, das war alles, was sie noch mit der Landwirtschaft verband. Dann kam die Wende und nichts blieb, wie es war. In Anbetracht des unbeschreiblichen Investitionsstaus auf

dem Hof hätten die Kunkels lieber die Gaststätte in Menz gekauft und sich dort ihre Existenz aufgebaut. Doch die Treuhand zögerte, gab nur Jahresverträge aus und nach einem Jahr wusste Achim Kunkel, dass ihm die Zeit davonläuft. Andere hatten sich bereits als Wiedereinrichter gemeldet, die Reste des LPG-Vermögens aufgeteilt, Land zurückgefordert.

Das Land bekam Kunkel zurück, von den Maschinen aber gab es nur noch einen alten Belarus (Traktor), die Gebäude waren in katastrophalem Zustand. Doch Kunkels legten sich ins Zeug.

Die Scheunen wurden saniert, neue Ställe gebaut, Übernachtungsmöglichkeiten für bis zu 35 Gäste entstanden, und nach und nach Platz für 50 Pferde, eigene und Pensionspferde, wunderschöne Außenanlagen für die Urlauber.

### WOHER NAHMEN SIE DEN MUT UND DIE KRAFT FÜR DIESEN NEUANFANG?

„Es war die Aufbruchsstimmung“ erzählt Regina. „Damals gab es noch großen Zusammenhalt im Dorf. Viele haben geholfen, auch die anderen Wiedereinrichter. Wir waren keine Konkurrenten, sondern haben am gleichen Strang gezogen, wollten etwas für unser Dorf, für unsere Kinder, für unsere Zukunft tun.“

Ich merke, dass die Familie leiser wird, nachdenklich, selbst die quirlige Joyce setzt sich wieder eine Weile hin.

„Heute ist das anders“ sagt Jeannette traurig. Sie ist für den Reiterhof, die Pferde und den Reitunterricht zuständig. „Heute gibt es Konkurrenzdenken und nicht selten auch Neid. Die Leute sehen, was wir geschaffen haben, die Entbehrungen wollen sie nicht sehen.“ „Damals hätten wir ja selbst kaum gedacht, dass wir es schaffen!“ fügt Melanie zu. „Ich habe Verwaltungswesen gelernt und arbeite noch heute auf dem Amt. Auch unsere beiden Männer“ sie nickt ihrer Schwester zu, „arbeiten außerhalb. Aber unser Herz und unsere Freizeit gehö-

ren dem Hof. Auch mein Sohn Robin ist fest mit dem Hof verwurzelt, er beginnt diesen Sommer eine Ausbildung zum Landmaschinentechner.“ Melanie lächelt stolz, doch der Junge muss täglich 60 km fahren, man merkt ihr die Sorge an.

„Warum ist euch der Hof so wichtig?“ frage ich. „Es ist doch viel Arbeit!“

„Aber es ist Heimat!“ sagt Melanie entschieden.

Gerade hat Joyce ihre kleine Schwester auf eine Decke gelegt, jetzt flitzt sie zu den Mädchen, die auf dem Reiterhof den Nachmittag verbringen, kurze Zeit später jagt sie auf dem Fahrrad um den Apfelbaum, vom großen Hund verfolgt.

In der Stadt hätte man das quirlige Mädchen schon dreimal zur Ruhe ermahnen müssen. Hier wirkt der Bewegungsdrang einfach nur gesund und natürlich.

Ich denke an Eckhard, den freundlichen Mann, der immer zu Kunkels Hof gehörte, der auf dem Trecker fast zu Hause war. Ursprünglich war er mal ein Erntehelfer, hat viel getrunken, dann erkannten Kunkels, dass der Mann nicht gut alleine leben konnte. Woanders hätte man Eckhard in ein betreutes Wohnen gesteckt, hier auf dem Hof wurde er ein geschätztes Familienglied, hatte bis zu seinem Tod vor wenigen Wochen seinen Platz im Leben gefunden.

Ich denke an die vielen Mädchen, die hier auf dem Hof so manchen Liebeskummer an einem Pferdehals ausheulten und dann mit Gabel und Schippe bewaffnet sich müde arbeiteten, sich und anderen zum Segen. In der Stadt hätten sie vielleicht einen Therapeuten gebraucht.

Heimat. Das ist dieser Hof für viele unterschiedliche Menschen und eben auch für drei Generationen.

„Wir haben genug zu tun, um uns nicht auf die Nerven zu gehen“ schmunzelt Melanie und wird dann wieder ernst. „Jeder hat seinen Bereich. Papa macht Buchführung und Anträge und das Wirtschaftliche...“ „Obwohl er am liebsten kochen und

Gäste bedienen würde!“ ruft Regina dazwischen. Regina kümmert sich um die Gäste, Jeannette ist für alles verantwortlich, was mit den Pferden zu tun hat und der erst 16 jährige Robin ist jetzt schon der Haus- und Hoftechniker. Im Gegensatz zu vielen anderen Jugendlichen, die nicht so richtig wissen, was sie machen sollen, hat Robin jetzt schon eine gute Perspektive für sich.

Alle helfen mit, auch Joyce hat ihre festen Aufgaben. Ob ihr das nicht manchmal zu viel wird?

„Nö! Ist viel besser als Hausaufgaben machen“ findet sie, Mutter Melanie verdreht die Augen.

Immer wieder arbeiten auf 400 € Basis Hilfskräfte auf dem Hof, Kunkels sind ein wichtiger Arbeitgeber für Menschen, die aus unterschiedlichsten Gründen nicht voll arbeiten können. Auch das ist ein Stück Heimat.

Inzwischen ist Achim Kunkel gekommen, setzt sich dazu und lauscht seiner Frau und den Töchtern, was sie über Heimat denken.

„Da sind diese großen Agrarbetriebe, die einfach Mais anbauen, vorne auf den Feldern schon das dritte Jahr in Folge. Schlimm sieht es da aus, aber das ist denen egal. Es ist ja nicht ihre Heimat.“ sagt er. Er erzählt von einem Fuhrunternehmer aus Norddeutschland, der viel Land gekauft hat, einfach als Geldanlage. Und dieses Land hat er dann an eine Agrar-Gesellschaft im Oderland verkauft. Die bauen solange Mais an, bis der Boden ausgelaugt ist.

Die Kunkels und der andere Wiedereinrichter aus Dollgow müssen hilflos zusehen. Sie können den Bodenpreis längst nicht mehr bezahlen.

Kunkels bewirtschaften 150 ha, auf 200 ha würde Achim gern aufstocken.

„Wir sind ja eigentlich drei Betriebe: Die Pension, der Reiterhof und die Landwirtschaft. Es sind ja auch drei ehemalige Höfe, die jetzt zusammengehören. Nur wenn alle an einem Strang ziehen, können wir gut wirtschaften.“

Achim würde gern noch mehr ausbauen, auch an Solarenergie als ein Standbein hat er schon gedacht, doch seine Frau und Töchter bremsen ihn vorsichtig.

Er vertraut ihnen, selbst Robin und Joyce dürfen schon mitreden, wenn es um die Zukunft geht.

„Es ist ein gutes Gefühl zu wissen, dass dies alles hier Bestand haben wird“ sagt Regina. Auf dem anderen Hof in Dollgow wird der heute 50 jährige Wiedereinrichter wohl der letzte Bauer sein, die Kinder arbeiten als Computerfachleute in Berlin.

Es ist Abend geworden, Melanie geht füttern und Jeannette kümmert sich um die Kinder, Regina macht Abendbrot.

„Jeder hat seinen Besitz“ sagt Achim leise und zählt auf, wem welcher Hof gehört. „Falls sich doch jemand mal anders entscheidet, gibt es keine Erbstreitigkeiten.“ erklärt er und lächelt: „Am besten arbeitet man zusammen, wenn man es freiwillig tut, nicht wahr?“

Ich stimme zu. Eine Weile schauen wir noch durch den stillen Sommerabend auf die Koppel.

Heimat – das kann so einfach sein und so kompliziert. <<

## » I M P R E S S U M

Herausgegeben im Auftrag des Evangelischen Dienstes auf dem Land (EDL)

### Redaktionskreis:

Clemens Dirscherl, Hohebuch; Anke Kreuzt, Altenkirchen  
(Geschäftsführung, Schriftleitung);  
Ute Rönnebeck, Düsseldorf; Beate Wolf, Menz

### Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie  
Dieperzbergweg 13-17, 57610 Altenkirchen/WV.  
Telefon 0 26 81/95 16-0, Telefax 0 26 81/7 02 06; E-Mail: kilr@lja.de

**Satz:** www.bauwerk-design.de, c. liersch

**Druck:** Muhlstejn-Druck, Weiselstein 2, 57580 Elben  
Die Zeitschrift »Kirche im ländlichen Raum« erscheint vierteljährlich.

### Jahresabonnement:

Inland: € 15,00 inkl. MwSt. und Porto; Ausland: € 18,00 inkl. MwSt. und Porto; für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 10,00; Einzelheft: € 4,50 zzgl. Porto

Bestellungen an den Verlag. Probeexemplare können auf Wunsch zugesandt werden. Kündigungen sind sechs Wochen vor Jahresende schriftlich mitzuteilen. Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen, Rezensionsexemplare werden an die Redaktion erbeten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Nachdruck ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

www.lja.de/KILR/

# Ein Dorf übernimmt die Versorgung

**V**or einigen Jahren erlangte Eichstetten, ein Dorf am Kaiserstuhl, rund 20 km von Freiburg im Breisgau entfernt, eine für einen Ort mit 3.400 Einwohnern ungewöhnliche bundesweite Medienbeachtung. Der Grund: Die Bürgerinnen und Bürger der badischen Kommune hatten eine alte Idee neu belebt und „Ein Dorf aus lauter Nachbarn“ (Fokus 27/2008) entstehen lassen. Den Medienberichten zufolge entstand in dem kleinen Winzerort in der Rheinebene „Ein Dorf für alle“ (DER SPIEGEL 8/2006), in dem „der Generationenvertrag gelebte Realität“ wurde (3sat im April 2011).

## WIE DIE IDEE ENTSTAND

Was war passiert? Die Eichstetter Dorfgemeinschaft hatte sich in den 90er Jahren dazu entschlossen, sich den Herausforderungen des demografischen Wandels zu stellen. Bürgerinnen und Bürger wie auch die Kommune wollten zukünftig die Verantwortung für die vielfältigen sozialen Aufgaben im Ort gemeinsam übernehmen und solidarisch bewältigen. Anstoß und Ausgangspunkte waren die in kleineren Dörfern in der Regel fehlenden Pflege- und Betreuungseinrichtungen für alte Menschen wie auch die immer stärker werdende Nachfrage Älterer, in ihrer gewohnten Umge-

bung leben und ggf. gepflegt werden zu können. Doch die Umsetzung dieses Wunsches war alles andere als leicht, stießen die Initiatoren zunächst doch immer wieder auf Bedenken. In den Gesprächen mit Bauträgern und Alten- und Pflegeheimen wurde von Fachleuten betont, dass sich entsprechende Einrichtungen in kleineren Gemeinden aus betriebswirtschaftlichen Gründen nicht rechnen würden.

Diese Aussagen waren sowohl für die Bürgerinnen und Bürger wie auch für die Kommune nicht nur enttäuschend, sondern auch unakzeptabel. Die damals Handelnden waren davon überzeugt: „Der Zustand einer Dorfgemeinschaft lässt sich daran bemessen, wie sie mit denen umgeht, die nicht für sich selber sorgen können: z. B. pflegebedürftige und alte Menschen“.

Diese Einsicht wurde zum Leitgedanken für das weitere Vorgehen. Sie führte dazu, dass die Kommunalpolitik und die im Dorf Lebenden gemeinsam nach neuen Wegen suchten, um hilfebedürftige ältere Menschen in das Gemeinwesen zu integrieren, sie zu unterstützen und betreuen zu können. Mit interessierten Bürgerinnen und Bürgern, dem Bürgermeister und den Gemeinderäten, den sozialen Organisationen und Kirchengemeinden am Ort wie auch sachkundigen Fachleuten wurde ein Arbeitskreis gegründet. Nach einer eingehenden Diskussion der Grundideen und

Ziele entstand als Vision: „Unser Dorf übernimmt den Generationenvertrag“. Weil die über Jahrhunderte funktionierende familiäre gegenseitige Verantwortungsgemeinschaft immer brüchiger wurde, sollte diese künftig auf die Dorfgemeinschaft übertragen werden.

Als Rechtsform für die Aufgabenerfüllung bildete sich 1998 nach Abwägung anderer Alternativen, z.B. der Gründung einer Genossenschaft, der eingetragene Verein mit dem Namen „Bürgergemeinschaft Eichstetten e.V.“. Aus den damals 272 Gründungspersonen sind inzwischen rund 500 Vereinsmitglieder geworden.

Gemeinsam mit allen Beteiligten hatten sich fünf Vereinsziele und Vorhaben herausgebildet:

- » Das Altwerden im Dorf in gewohnter Umgebung ermöglichen.
- » Die Übernahme der Betriebsträgerschaft der Seniorenwohnanlage Schwanenhof (später auch der Pflegewohngruppe Adlergarten) durch den Verein.
- » Die Pflege und Betreuung hilfebedürftiger Menschen in den Häusern und Wohnungen des Dorfes.
- » Die Einrichtung eines Bürgerbüros für soziale Anliegen sowie eines Bürgertreffs.
- » Eine generationsübergreifende Gestaltung des sozialen Miteinanders im Dorf.

### EINE VISION WURDE REALITÄT

Trotz vieler positiver Ideen und einem großen Engagement der Beteiligten waren zunächst Widerstände zu überwinden: Nicht wenige Fachleute äußerten sich kritisch im Hinblick auf die Qualität und Nachhaltigkeit eines solchen bürgerschaftlichen Weges ohne ausdrückliche Leitung durch examiniertes Fachpersonal. Doch der Verein ließ sich nicht entmutigen und hielt an seinem Vorhaben fest, die Hilfe für ältere und hilfebedürftige Bewohnerinnen und Bewohner in der Mitte der Dorfgemein-

schaft nach dem Motto „Zurück in die Zukunft“ zu organisieren.

In Schulungs- und Fortbildungskursen wurden (und werden) Interessierte auf die Aufgaben in der Betreuung, der Pflege und in der Einsatzleitung vorbereitet. Diese regelmäßigen Seminare und auch die Supervision der Helferinnen sind der Bürgergemeinschaft wichtig, da nur so eine hohe Versorgungsqualität zu gewährleisten ist. Geleitet und koordiniert wird der gesamte Einsatz- und Tätigkeitsbereich durch ein Büro-Team, das aus drei engagierten Frauen besteht, die zugleich auch Ansprechpartnerinnen für die Bürgerinnen und Bürger sind. Die Gesamtverantwortung liegt bei dem von den Mitgliedern gewählten Verwaltungsrat und dem Vorstand.

Das Engagement in der Bürgergemeinschaft erfolgte in den Anfangsjahren zunächst grundsätzlich ehrenamtlich (z.T. mit Aufwandsentschädigungen). Durch die starke Aufwärtsentwicklung und die Ausweitung der Tätigkeitsfelder wurden immer mehr Mitarbeiterverhältnisse, zunächst im Bereich von 400€-Jobs, geschaffen. Später, bei der Inbetriebnahme der Pflegewohngruppe mit 24-stündiger Betreuung erfolgten auch sozialversicherungsspflichtige Festanstellungen. Heute steht die rein ehrenamtliche Tätigkeit – obwohl immer noch wichtig und vorhanden – prozentual nicht mehr im Vordergrund. Denn die Bürgergemeinschaft hat sich in den 15 Jahren ihres Bestehens zu einem dörflichen Sozialunternehmen mit vielen „qualifizierten Bürgerinnen und Bürgern“ entwickelt.

Zwischenzeitlich besteht eine offene und gute Kooperation mit professionellen Diensten, insbesondere mit der regionalen kirchlichen Sozialstation. Dabei obliegt der Bürgergemeinschaft vor allem die Alltagsbegleitung – auch rund um die Uhr – während die medizinische Fachpflege durch die kirchliche Sozialstation erfolgt.

Die augenblicklichen Aktivitäten in der Trägerschaft der Bürgergemeinschaft e.V. in Eichstetten sind:

- » Das Büro im Schwanenhof (ab 1998) dient der Bevölkerung und den Menschen im Betreuten Wohnen als Anlaufstelle. Hilfesuchende Menschen werden beraten, Aufgaben koordiniert und angemessene Unterstützung vermittelt.
- » Seit 1998 gibt es im Schwanenhof, im Ortskern von Eichstetten gelegen, 16 barrierefreie Wohnungen für Betreutes Wohnen.
- » Qualifizierte Frauen aus dem Dorf bieten hauswirtschaftliche und pflegerische Hilfen an (ab 1998) und ermöglichen auf diese Weise ein „Betreutes Wohnen zu Hause“.
- » Seit 2000 unterstützen Eichstetter Bürgerinnen und Bürgern die Ganztagsbetreuung in der Grund- und Hauptschule.
- » Seit 2003 gibt es in den Bürgertreffräumen im Schwanenhof eine Tagesbetreuungsgruppe, die in Kooperation mit der Sozialstation an zwei ganzen Tagen in der Woche demente und hilfebedürftige Menschen zu Entlastung der pflegenden Angehörigen aufnimmt.
- » In der Pflegewohngruppe „Adlergarten“ haben ab 2008 elf pflegebedürftige oder an Demenz erkrankte Menschen ein neues Zuhause gefunden. Im Vordergrund steht hier die Alltagsbegleitung durch speziell fortgebildete Bürgerinnen. Die fachpflegerischen Leistungen werden vom medizinischen Fachpersonal der Sozialstation übernommen.
- » Im inklusiven Café Mitnander (ab 2012) des Schwanenhofes wird Menschen mit einem Handicap ein fester Arbeitsplatz angeboten.

Bei der Finanzierung der Projekte gibt es folgende Aufgabenverteilung: Die Gemeinde ist zuständig für die Gebäude („Hardware“) und die Steuerung der Vermietung – vorrangig an Eichstetter – und die Bürgergemeinschaft für den Betrieb („Software“). Letztere finanziert sich selbst und erhält keine kommunalen Zuschüsse.

## DAS LEITZIEL BLEIBT DIE „CARING COMMUNITY“

Durch das Projekt, das inzwischen seit 15 Jahren erfolgreich läuft, sind eine dörfliche Sozialkultur und ein neues Miteinander von Bürgerinnen und Bürgern – insbesondere auch von Alt- und Neubürgern – entstanden. Auch hat sich eine neue Rollenverteilung und Wertschätzung von Professionellen und den bürgerschaftlich Engagierten herausgebildet, die dazu führten, sich auf gleicher Augenhöhe zu begegnen. Schließlich ist durch den praktizierten Pflegemix eine günstige Kostenstruktur entstanden. So sind durch die Trägerschaft des Vereins „Bürgergemeinschaft Eichstetten“ und das Engagement von Ehrenamtlichen die Kosten für die Bewohner in der Pflegewohngruppe Adlergarten deutlich billiger als in einem vergleichbaren Pflegeheim. Entscheidend aber ist, dass es dem Dorf gelungen ist, den älteren und hilfebedürftigen Menschen „das Altwerden in ihrer gewohnten Umgebung“ auch im Pflegefall zu ermöglichen.

Das Modell Eichstetten macht deutlich, dass es auch kleine Kommunen – soweit möglich auch unter Beteiligung von Kirchengemeinden – gelingen kann, Bürgerinnen und Bürger zu ermutigen, Mitverantwortung zu übernehmen, um das Altwerden in gewohnter Umgebung – wie es dem Wunsch der meisten alten Menschen entspricht – zu ermöglichen. Auf diese Weise können Dörfer zu einer „Caring Community“, zu einer sorgenden Gemeinschaft, werden und auch trotz des demografischen Wandels eine Zukunft haben. <<

# Hilfe von Haus zu Haus in Gaienhofen

Ein Interview mit Maria Hensler, Initiatorin

In Gaienhofen, einem Dorf auf dem Höri am Bodensee ist heute schon ein Drittel der Bevölkerung älter als 65 Jahre. Seit zehn Jahren gibt es dort eine Nachbarschaftshilfe, die bis heute über 30 ähnliche Projekte in Baden-Württemberg angestoßen hat.

Anke Kreutz unterhielt sich mit Maria Hensler (63), der Initiatorin und Vorstandsvorsitzenden der „Hilfe von Haus zu Haus“, der Nachbarschaftshilfe in Gaienhofen. Diese will älteren, kranken und behinderten Menschen bezahlbare hauswirtschaftliche Betreuung und Begleitung gewährleisten, damit sie so lange wie möglich im eigenen Lebensbereich bleiben, die eigene Selbstständigkeit bewahren können und pflegende Angehörige entlastet werden. Sie bietet verschiedene Formen der Kinderbetreuung und die Vermittlung von Tagesmüttern an, versorgt Schulen und Kindergarten mit einem Mittagstisch und schafft dabei Arbeitsmöglichkeiten für Frauen im ländlichen Raum. Außerdem gibt es regelmäßige Fortbildungs- und Informationsveranstaltungen für Helferinnen und für Senioren.

Die Initiative ist aus der katholischen Landfrauenbewegung in der Erzdiözese

Freiburg hervorgegangen. Gestartet wurde mit zehn Helferinnen und Helfern, einer finanziellen Unterstützung der EU und des Landes Baden-Württemberg. Ausgezeichnet wurde die Initiative 2006 für die Schaffung von Teilzeitarbeitsplätzen für Frauen im ländlichen Raum.

**A.K.:** Besonders spannend finde ich, dass Sie nicht nur helfen wollen, sondern Frauen auch Einkommensmöglichkeiten für ihr Engagement eröffnen.

**M.H.:** Ja, das ist auch durchaus umstritten. Es geht uns ja um das Wohl aller, also auch um das Wohl der Frauen, die sich hier engagieren. Aber die Kirche erwartet oft, das, was Frauen machen, muss umsonst geschehen, allein aus christlichem Anliegen. Wenn ich die Bibel lese, da hat jeder jedem anderen geholfen und jeder hat das, was er gebraucht hat, bekommen. Und die Pflegeversicherung hat da auch eine etwas andere Einstellung gebracht. Es ist ja so: jeder, der hilfebedürftig ist, bekommt was – und das Geld geht dann auf die Sparkasse. Die eigenen Kinder können nicht da sein, weil sie nicht vor Ort wohnen oder ihre Arbeit sie lange beschäftigt. Und die Frauen im Ort



sollen es dann umsonst machen. Nein, das geht heute nicht mehr. Gebraucht wird kontinuierliche Hilfe, mit einem gewissen Anspruch von Qualität, das kann nicht umsonst gehen. Da müssen wir Frauen drauf achten. Oft sind bei uns ja Frauen tätig, die kleine Kinder haben. Ihnen reichen dann 400 € Jobs – von denen wir sechzehn geschaffen haben. Wenn die Kinder größer sind, gehen die Frauen oft wieder richtig arbeiten. Aber in der Zwischenzeit waren sie dann schon mal versichert und haben auch etwas für ihre Altersversorgung getan.

Die meisten Bedürftigen können sich die 11 € pro Stunde aus den Geldern der Pflegeversicherung leisten. Die Frauen bekommen 9 €. Der Verein macht ja noch viel mehr, was nicht bezahlt wird: Sozialberatung z.B. Zum Glück kommen sehr viele Spenden, auch von Menschen, von denen man es gar nicht denkt. Werbung ist fast nicht nötig. Das liegt wohl auch daran, dass wir das von unten aufbauen, mit bürger-

schaftlichen Engagement. Es kommt drauf an, die Menschen zu fragen, was sie brauchen – so dass sie selber drauf kommen und sich dann dafür einsetzen. Es geht um ein neues Miteinander. Die älteren Menschen sind auf die jüngeren Menschen angewiesen, v.a. aus der Familie.

**A.K.:** Wer engagiert sich denn bei Ihnen? Sind es nicht oft auch die Älteren für die ganz Alten?

**M.H.:** Nein, wir brauchen die Jüngeren schon. Zunächst gehen die über 65 jährigen mal in Rente, die wollen erstmal Pause, die sind müde. Sie können uns im Freundeskreis unterstützen, aber wenn du jeden Tag Hilfe brauchst, müssen das Leute sein, die Kraft haben. Wir denken, auch wenn das andere nicht so gerne hören, von den Menschen her. Die Altenhilfe denkt: wer zahlt es und wann hat der Dienst, der die Arbeit machen soll, Zeit? Wir denken, wie können wir helfen, wenn die Frage kommt. Und es

ist auch einfacher für uns. Die Frauen machen eine Sozialzeit, sie machen gern 2-3 Stunden was, wie es eben in ihren Alltag passt. Sie sind ausgeruht, weil es begrenzte Zeit ist, die sie zur Verfügung stellen – und weil wir schauen, dass es passt. Das führt dazu, dass auch Menschen, die alle Pflegedienste rausschmeißen, gern Hilfe von uns in Anspruch nehmen. D.h. die Einsatzleiterin kennt alle persönlich – und niemand muss jemanden betreuen, mit dem er nicht klarkommt. Wir fragen unsere Frauen, was macht ihr gern? Wir schauen, dass sie kriegen, was sie gern machen: zuhören oder putzen oder etwas Anderes. So haben wir immer genug Möglichkeiten. Und die Leute haben Spaß zusammen. Das ist auch wichtig.

**A.K.:** Wie sind Sie zu diesem Einsatz gekommen?

**M.H.:** Nun, mein Mann hatte Demenz und war bereits nach zwei Jahren im Ruhestand tot. Meine Mutter mit Pflegestufe 3 habe ich auch gepflegt mit 7 Kindern und Ehrenamt, da kannst du schon viel machen – und mir ist aufgegangen, wieviel man da noch machen muss. Die Sozialstationen haben ihren Zeittakt, aber ich hatte Ruhe und Zeit für die Mutter. Wenn Menschen älter werden und langsamer, da müssen andere Maßstäbe her. Auch viele Frauen steigen übrigens bei mir ein, weil sie nicht mehr in diesem Tempo arbeiten wollen, weil sie den Menschen nicht gerecht werden. Es ist ein Unterschied, ob du im Dorf eine Frau hast, die aus christlichem Verständnis heraus 2-3 Stunden helfen will oder ob Frauen das einen ganzen Tag machen müssen, um zu überleben. Unsere Nische ist der hauswirtschaftliche Bereich. Das können andere nicht. Aber im Grund nehmen wir keinem Sozialdienst was weg, manche Schwestern sind froh, dass wir dann noch eine Stunde zum Gespräch kommen. Unsere Leute machen in gewisser Weise eine Sozialzeit im Gemeinwesen. Das ist eine Voraussetzung, damit man sel-

ber auch hoffen kann, dass dann Menschen da sind, wenn man sie selber braucht. Die Familienverbände sind nicht mehr stark genug, da die Arbeitsplätze oft zu weit weg sind.

**A.K.:** Wie hat sich die Arbeit im Verein entwickelt?

**M.H.:** Natürlich: die Art, wie wir arbeiten, macht viel Arbeit. Wir müssen z.B. lauter kleine Rechnungen schreiben, drei bis vier Stunden im Monat, das ist aufwendig, aber dennoch kommt es gut aus. Und natürlich hängt viel an den Einsatzleiterinnen, die auch gern hier arbeiten. 16.000 Einsatzstunden zu koordinieren, das ist schon was – wenn alles Spaß macht, wird dafür dann auch auf eine Arbeitsstelle verzichtet, die Zweitauto erfordert usw. Ich selber habe jetzt, als wir Zehnjähriges gefeiert haben gemerkt: „Mit denen kannst du weiterschaffen, das läuft gut“. Und natürlich muss man mit den Aktiven auch mal was Schönes machen, damit der Spaß bei allen bleibt. Manchmal ist es auch Hilfe auf Gegenseitigkeit: die Frauen leben mit den Alten, die ihnen eine Aufgabe vermitteln. Ich hör sehr oft, wie gut es den Frauen tut, dass jemand auf sie wartet und sie braucht. Manche bringen auch ihre kleinen Kinder in die Vormittagsbetreuung und gehen selber einen Teil der Zeit zu einem alten Menschen. Vier Tage drei Stunden sind eine Entlastung für die Mütter, auch wenn sie z.B. zuhause einen Betrieb haben. Man muss es nur organisieren. Zuerst haben wir es über eine Telefonberatung versucht, das hat nicht funktioniert, so hat sich der Verein gegründet.

Das bringt Leben ins ganze Dorf und dient zugleich auch der Integration von Zugewogenen. Wenn die unterwegs sind mit den Kindern und Alten, gehören die beim nächsten Dorffest schon dazu. Wie wichtig Gespräche und Austausch sind, haben wir am Anfang gar nicht gedacht. Gerade die Angehörigen sind dafür dankbar – denn die Mitarbeiterinnen tragen nichts raus, sie



haben eine Schweigeverpflichtung. Man hat sich mal geöffnet für jemand aus dem Dorf – was heute aus Angst vor Tratsch und fehlendem Anlass oft nicht mehr passiert. Ansprechpartnerinnen für die Frauen sind wiederum die Einsatzleiterinnen – wenn das mit dem Schweigen nach außen nicht klappt, wird kein Einsatz mehr genehmigt. Das muss man immer wieder sagen. Auch so Fragen nach Missbrauch sprechen wir an, da sind Alte und Schwache genau so betroffen wie Kinder. Ich hab also Texte aus dem Jugendverband besorgt und die auch ins Büro übernommen.

**A.K.:** Wie gelingt eine solche Initiative?

**M.H.:** Das kann man nicht verordnen, das muss von unten wachsen, muss von politischer und Kirchengemeinde unterstützt werden und dann entsteht da was Gutes. Sonst passiert gar nichts – aber dann gibt es eine neue Gesellschaft, und das kann überall funktionieren. Wenn das viele machen,

dann könnte in einem Jahr schon ne andere Gesellschaft wachsen. Wenn ich bei mir anfangen, mich einbringe und handel, dann wird sich die Welt verändern und zwar schnell. Das sieht man doch z.B. bei Facebook, mit dem Wassergesetz der EU. Unser Blick geht weit über das Dorf hinaus: man muss vor Ort anfangen, nur da kann man was machen, aber es geht darum, die brennenden Themen aufzugreifen. Mein Traum ist: unsere Seelsorgeeinheiten kümmern sich umeinander, nicht zuerst um die Gottesdienste, wir sorgen dafür, dass alle bekommen, was sie brauchen, und dann können wir auch am Sonntag als Höhepunkt der Woche zusammen feiern, dann bekommt auch die Kirche wieder Bedeutung für die Menschen. Deshalb soll in jedem Pfarrgemeinderat ein Beauftragter für die caritas sein. <<

# Der Alter(s)garten auf dem Birkenhof

Nach langer Planungszeit und vielen, vielen investierten Stunden ist es nun Wirklichkeit geworden, das Projekt „Alter(s)garten“. Ein Wohnprojekt auf einem Demeter-Hof für Menschen, die in den Ruhestand eintreten, sich aber nicht zur Ruhe setzen wollen. Menschen, die im Ruhestand noch die Gemeinschaft und vielleicht auch eine sinnvolle Aufgabe suchen. Außerdem ist angedacht, diese Wohnungen als Alterssicherung für die Landwirte auf dem Hof zu nutzen. So könnten beispielsweise die Mitglieder der Betriebsgemeinschaft ein Wohnrecht bekommen im Gegenzug für die erbrachten Leistungen und die Werte, die für den Verein geschaffen wurden (Gebäude, Hofbefestigung, etc.)

Das Interesse war groß, wir haben zwei Einführungsveranstaltungen gemacht, bei denen jeweils über 40 Interessenten anwesend waren. Trotz überwiegend positiver Resonanz der Besucher sind nur wenige der jetzigen Bewohner von der ersten Stunde an dabei.

Vielen netten Menschen sind wir begegnet und mit einigen sind wir noch freundschaftlich verbunden, obwohl ihr Lebensweg eine andere Richtung genommen hat.

Die anderen Bewohner kamen später dazu, jeden hat sein Weg irgendwie zu uns geführt, aus unterschiedlichsten Gegenden und unterschiedlichsten Biografien heraus.

Das Organisationsteam hat kaum regulatorisch eingreifen müssen. Es hat sich

wie von selbst ergeben, wer geblieben ist und wer doch nicht kam.

Nach dem alle Wohnungen bis auf eine vergeben waren, haben wir angefangen zu bauen. Die Planung und Begleitung hat uns als Planungsgruppe absolut an unsere Grenzen gebracht. Oft waren wir am Rande dessen, was noch leistbar ist neben der Landwirtschaft und/oder der allgemeinen Vereinsarbeit. Während der Bauphase hat sich die Bewohnergemeinschaft noch einmal verändert. Es gab immer wieder Interessenten, deren Erscheinen in uns Hoffnungen weckte, welche dann doch enttäuscht wurden. Manche Verantwortlichen haben in dieser Zeit so einige Sorgen zusätzlich ertragen müssen. Bekommen wir auch die letzte Wohnung noch vermietet? Sonst wird die Finanzierung sehr schwer, wenn nicht sogar unmöglich.

Wir mussten warten, bis das letzte Mitglied der Bewohnergemeinschaft bereit war und sich eingefunden hat.

Nun lebt eine wunderbare Gruppe von elf unterschiedlichsten Menschen auf dem Hof. Natürlich ist das nicht leicht! Vieles im gemeinsamen Leben muss errungen werden. Es gibt Meinungsverschiedenheiten, unterschiedliche oder sogar entgegengesetzte Gewohnheiten, Empfindlichkeiten und Unverständnis. Aber auch viele schöne und spannende gemeinsame Erlebnisse. Gemeinsame, fröhliche Feste, Spaziergänge, Frühstücke oder Kaffeetrinken oder Ar-

beit an den Außenanlagen des Hauses haben die Gemeinschaft gestärkt. Wir haben als Demeter-Hofgemeinschaft das große Glück eine gemeinsame Idee als Mittelpunkt des Lebens und Arbeitens zu verfolgen. Überall da, wo die „Kirche“ ins Dorf gestellt wird können Gemeinschaften entstehen. Dort, wo Ideen aufleuchten können sich die Menschen finden, die sich diesen Ideen nahe fühlen und mithelfen wollen am Gedeihen und wahr machen.

In 20 Jahren ist das Gebäude so weit bezahlt, dass der Verein die Möglichkeit

hätte die Wohnungen für die Betriebsgemeinschaft zur Verfügung zu stellen. Wir von der Hofgemeinschaft fühlen uns bereichert, nicht nur um motivierte Helfer, sondern um schöne Begegnungen, um die Erweiterung der Gemeinschaft mit netten und interessanten Menschen. Menschen, die sich auch im Alter noch auf Neues einlassen, die beweglich bleiben und an sich arbeiten. Ja, die das sogar als Wohltat erleben, als Freude. Natürlich nicht immer, nicht jeden Tag und jede Minute, aber doch insgesamt. Hoffentlich schaffen wir das auch einmal! <<

SIEGRUN HÖHNE

# „Pretzsch ist verschwunden, und keiner hat's gemerkt!“

## Erfahrungen aus dem Projekt „Vitalisierung ländlicher Räume durch Teilhabe“\*

**A**m Tisch der Freiwilligen Feuerwehr im kleinen Städtchen Pretzsch sitzen acht ältere Herren, drei junge Feuerwehrmänner, eine Studienleiterin der Evangelischen Akademie Wittenberg und ein Informatiker der Hochschule Anhalt. Sie schauen auf eine an die Wand gebeamte Google-Landkarte. Und sie hören, wie der junge Wissenschaftler ihnen erklärt, dass sie auf der neuen Projekt-Homepage, die gerade

vorgestellt wird, Ideen und Wünsche für ihre Stadt eintragen können. Doch die Stadt ist weg. Google hat die Karten entsprechend der Gemeindegebietsreform des Landes Sachsen-Anhalt aktualisiert. Im Zuge dieser Reform sind im strukturschwachen Bundesland viele Kleinstädte „verschwunden“. Und alle Dörfer.

Bleiben wir beim Beispiel Pretzsch: das hübsche Städtchen an der Elbe war einst Sitz der Ebehardine von Sachsen, Königin und Ehefrau von August dem Star-



endlich viele Geschichten. Es tat den Menschen gut, dass jemand von der Universität, aus der Großstadt, zu ihnen kommt und sich Zeit nimmt zuzuhören. Im Ergebnis gab es gute Daten für eine Sozialraum-

ken, später dann Kurstadt. Noch nach 1990 gab es hier eine regelmäßige Bahnverbindung, ein Gymnasium, zahlreiche Geschäfte und ein Pfarramt. Heute fährt zweimal am Tag ein Kurzug die Schülerinnen und Schüler nach (und von) Wittenberg. Zahlreiche Häuser stehen leer. Der Pfarrer, der die Stadt seelsorgerisch betreut, hat gleichzeitig 13 „weitere Kirchtürme“. Die Evangelische Akademie Wittenberg wollte wissen, was solche Erlebnisse und Erfahrungen mit den Menschen vor Ort machen.

Zum Projekt: Die drei Elbe-Städtchen Pretzsch, Prettin in Sachsen-Anhalt und Dommitzsch in Nordsachsen haben in den letzten 20 Jahren mehr als 20 Prozent ihrer Einwohner verloren. Dommitzsch ist in Sachsen die Stadt mit dem höchsten Altersdurchschnitt. Gerade deshalb wurde hier erforscht, welche sozialen, kulturellen, rechtlichen oder politischen Gegebenheiten Bürgerinnen und Bürger daran hindern, sich für ihr schrumpfendes Gemeinwesen zu engagieren. Gleichzeitig wurden Wege erprobt, die zu mehr gesellschaftlicher Teilhabe führen können. Wissenschaftlich begleitet wurde das Projekt durch einem studentischen Verein mit sozialwissenschaftlicher Ausrichtung der Universität Leipzig und durch Geoinformatiker der Hochschule Anhalt.

Ausgerüstet mit einem Fragenbogen setzten sich Studentinnen aus Leipzig an die Tische im Jugendklub und im Mehrgenerationenhaus, im Pfarrhaus und im Gemeindezentrum, im Sportverein und bei der Freiwilligen Feuerwehr. Sie bekamen sehr viel Kuchen und Kaffee und hörten un-

analyse und persönliche, tragfähige Kontakte in die Städte.

Der gerne in der Regionalpolitik geäußerten These folgend, dass gut ausgebaute Internetverbindungen den Rückbau an sozialen Infrastrukturen weitgehend ausgleichen können, wurde eine Projekthomepage entwickelt. Sie wurde als soziale Plattform interaktiv angelegt. Das Herzstück ist die erwähnte Ideenlandkarte. Würden die Bürgerinnen und Bürger dieses Angebot nutzen, um konkrete Initiativen zu starten, Unterstützer zu suchen oder sich einfach auszutauschen? „Wir bekommen jetzt unser eigenes Facebook“ sagte die (ehrenamtliche) Bürgermeisterin von Prettin. Genutzt wurde es kaum.

Mit einer Reihe von Informationsabenden und Diskussionsrunden versuchten wir, die Themen zu finden, die den Menschen vor Ort am Herzen liegen. Rund 20 Menschen allen Alters interessierten sich für „alternative Projektfinanzierungen“. Es waren diejenigen, die in Vereinen und Initiativen ohnehin aktiv sind. Beim Thema „Der Wolf kommt zurück“ war der Saal im Mehrgenerationenhaus voll. Am Anfang stand die Befürchtung, die Region würde zum „Freilandgehege“. Die Großstädter kämen, um sich in der freien Natur bei Wildtierexkursionen fröhlich zu gruseln und führen dann wieder nach Hause. Die Probleme, die der Wolf brächte, trüge die Provinz. Am Ende des Nachmittags war die Stimmung versöhnlicher: der Wolf kann kommen, die Großstädter auch.

Im Laufe der Projektzeit wurde immer deutlicher, dass selbst die nahe beieinander

liegenden Kleinstädte sehr divers sind. Kamen in Pretzsch regelmäßig nur Männer, versammelten sich in Prettin überwiegend Frauen. In Dommitzsch war die Grundstimmung grau, aber nicht düster. „Hier läuft alles. Nicht gut. Aber irgendwie“, meinte der örtliche Pfarrer. Das hat auch mit der sächsischen Kommunalordnung zu tun. Es gibt einen hauptamtlichen Bürgermeister. Und es gibt noch selbständige Dörfer. Das spiegelt sich in der Selbstwahrnehmung.

Deutlich wurden die Unterschiede auch in den Projekten, die sich in den Städten entwickelten und auch weiter begleitet werden: In Pretzsch war die Kommunikation zwischen den Vereinen, Initiativen und Gruppen nahezu nicht vorhanden. In einer der Runden bat die Projektleiterin die Teilnehmer, doch mal alle Vereine des Ortes aufzuzählen. Sie kamen auf insgesamt 39 – und waren erstaunt. Hier wird in den nächsten Monaten eine eingeschlafene Traditionsveranstaltung, das Pretzscher Heimatfest, neu belebt. Unter Beteiligung der meisten Vereine und in Kooperation mit den örtlichen Firmen. Einen Termin und ein Organisationsteam gibt es bereits.

In Prettin hingegen war die Sorge um den örtlichen Jugendklub sehr groß. Die Trägerschaft und damit die Finanzierung der überwiegend ehrenamtlich geleisteten Arbeit bröckelt. Immerhin rund 80 Kinder treffen sich hier regelmäßig und werden mit Angeboten betreut. Die NPD hat ihre Bereitschaft signalisiert, als Träger zu agieren. Das wollen Stadt und aktive Eltern verhindern und suchen andere Wege, wie eine Trägerschaft vor Ort stabil und kooperativ organisiert werden kann.

In allen drei Städten erlebten wir ein starkes Interesse an der Förderung des Tourismus. Sie liegen am viel befahrenen Elberadweg,

können davon jedoch kaum profitieren. Es braucht manchmal den Blick von außen, um Hindernisse zu erkennen: so gibt es auf dem Campingplatz in Prettin großzügige Bungalows mit modernster, behindertengerechter Ausstattung. Doch andere entsprechende Angebote im Ort gibt es nicht. Die Erkenntnis: auch ein Mensch im Rollstuhl will seinen Urlaub nicht nur im Bungalow verbringen. Für Besucher interessant sind auch immer die Gierseilfähren über die Elbe. An den Fähren gibt es Informationstafeln zu Angeboten aus den Städten. Wir fanden keine Information, die jünger war als von 2009. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Der Ansatz für die Weiterarbeit hier liegt bei neuen Kooperationen.

Zurück zur Ausgangsfrage: was kann getan werden, um Menschen auf dem Land unter den Gegebenheiten des demografischen Rückbaus zu mehr Teilhabe zu bringen?

1. Wir sind überzeugt, dass sich auf dem Land nicht weniger Menschen aktiv für das Gemeinwesen einbringen als in der Stadt. Nur die absoluten Zahlen sind gering, nicht die relativen.
2. Initiativen und Gruppen, ob Verein oder Kirchengemeinde, neigen beim Schrumpfen dazu, sich einzuigeln und abzuschotten. Desto kleiner und homogener der Kreis, desto weniger Möglichkeiten zur Veränderung und desto weniger Offenheit für andere, neue Konzepte gibt es.
3. Rechtliche Rahmensetzungen und Verwaltungsvorschriften, die der Sicherheit und Gesundheit der Bevölkerung dienen



sollen (Gefahrenabwehr) oder sonstige Gründe haben, können gesellschaftliches Engagement im kleinen Rahmen erschweren oder verhindern. Hier braucht es einen Ausgleich zwischen dem tatsächlichen Risiko und der Risikoabwehr. Was für ein großes Festival mit tausenden Besuchern Sinn machen kann, ist im kleinen Rahmen meist unangemessen.

4. Menschen engagieren sich für Dinge, die ihnen am Herzen liegen, konkret mit ihrer Lebenswirklichkeit zu tun haben und realistisch erscheinen. Und es braucht immer Menschen, die bereit sind, die Fäden in der Hand zu halten und „sich den Hut aufzusetzen“.

Für die Weiterarbeit setzen wir im Projekt im Wesentlichen auf neue Struktur- und Organisationsformen. Es braucht meist sehr viel Zeit und einen erheblichen Leidensdruck, um eine Bereitschaft zum neu Denken und neu Organisieren zu finden. Das gilt ausdrücklich auch für das kirchliche Leben. An den Beispielen Heimatfest und beim Jugendklub werden wir das exemplarisch erproben.

Für neue Entwicklungen, die auch wirtschaftlich positive Auswirkungen haben, braucht es neue Kooperationen. Hier werden am Beispiel touristische Entwicklung geeignete Kooperationen zwischen konkreten Einrichtungen großer Städte und passgenauen Angeboten in der Provinz gesucht.

Kooperation und Kommunikation sind auch die Stichworte, die helfen können, Lücken zu füllen, die durch die stetige Vergrößerung von Verwaltungsbereichen entstanden sind. So ist es hilfreich, informelle regelmäßige Austauschformen auf der kommunalen Ebene zu finden, wo Verwaltung und Vereine im Gespräch bleiben. In Kommunen, die darauf Wert legen, gibt es meist ein lebendiges kulturelles Leben. Ähnliches empfiehlt sich interkommunal, unterhalb der Landkreisebene, möglicherweise in der

Größe historisch beschreibbarer Regionen. Kommunikation und Abstimmung fördern das Miteinander, verhindern unnötigen Kraftverlust durch Konkurrenzen und stärken im Wettbewerb der Regionen.

Die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt wird auch künftig einen Themenschwerpunkt auf die Folgen der demografischen Entwicklung auf dem Land legen. Mit einer Diskursreihe im Herbst „Frische Ideen für das Hinterland“ werden Wissenschaftler, Politiker und Akteure ins Gespräch gebracht.

Mehr Informationen finden Sie auf der Homepage der EAD:  
[www.evangelische-akademien.de/netzwerkprojekte/vitalisierung-laendlicher-raeume](http://www.evangelische-akademien.de/netzwerkprojekte/vitalisierung-laendlicher-raeume),  
 Informationen zu Themen und Terminen unter [www.ev-akademie-wittenberg.de](http://www.ev-akademie-wittenberg.de) <<

\* Unübersehbar sind die Probleme, die beim Umgang mit den Herausforderungen des demografischen Wandels insbesondere im Osten Deutschlands die gerade hier die verbreitete Strategie „streichen, kürzen, schließen“ mit sich gebracht hat. Lange Wege, ob zur Arbeit, zur Schule, zum Arzt, zum Amt... Weniger Verbindlichkeiten und Kommunikation im Ort. Weniger neutrale Treffpunkte. Trauerarbeit bei den Bewohnern wegen zahlreich schmerzlich erlebter Schließungen: Schule, Kneipe, Bäcker, Apotheke... Und wegen der Erfahrung der Marginalisierung des eigenen Umfeldes.

In diesem Kontext initiierte der Dachverband der Evangelischen Akademien in Deutschland e. V. (EAD) ein Verbundprojekt der Evangelischen Akademien Thüringen, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt mit dem Titel „Vitalisierung ländlicher Räume durch Teilhabe“ (2011-2013). Es wurde versucht, durch Bildungsangebote im breiten Sinne und Unterstützungsleistungen in den Projektorten lokale Akteure aller Bereiche zur Beteiligung und Mitwirkung zu aktivieren. Beteiligte Orte waren: Bischofferode und Sonneberg (Thüringen), Velgast und Satow (Mecklenburg-Vorpommern), Pretzsch und Prettin (Sachsen-Anhalt) gemeinsam mit Dommitzsch (Nordsachsen).

BERND UNGER

# Altern – eine besondere Herausforderung im ländlichen Raum?

BERND UNGER

51

MEINUNGEN

**E**ines der komplizierten Probleme des demographischen Wandels stellt die absolute und relative Zunahme der Seniorengeneration dar. Allerdings vollzieht sich dieser Prozess nicht überall in gleichem Maße, sondern wird durch die Binnenmigration der Bevölkerung von den ländlichen Räumen hin in die Ballungsgebiete der Bundesrepublik überlagert und räumlich modifiziert. Grob verallgemeinernd ist festzuhalten, dass von den am dünnsten besiedelten Regionen die größte relative Abwanderung erfolgt. Das führt dort zu schrumpfenden Dörfern sowie Klein- und Mittelstädten, wo nicht von der wirtschaftlichen Entwicklung der Boomregionen profitiert werden kann. So haben insbesondere in den ostdeutschen Bundesländern nicht wenige dörfliche und städtische Siedlungen seit 1990 bereits bis zu einem Drittel ihrer Einwohner verloren. Aber der Schrumpfungsprozess vollzieht sich – zwar weniger drastisch – auch in sol-

chen ländlichen Räumen der alten Bundesrepublik, die von der Strahlkraft der Boomregionen nicht erreicht werden.

Die Menschen in Dörfern solcher ländlichen Räume leben ohne Schule, Arztpraxis, Bäcker, Fleischer, Einkaufsmöglichkeit, Gaststätte, Poststelle, Bankfiliale, Pfarrstelle, zumeist auch ohne Kindergarten und Gemeindeverwaltung. Sogar in kleinstädtischen Siedlungen schreitet die Ausdünnung der wichtigen Versorgungsangebote voran. Dieser Mangel an die die Lebensqualität bestimmenden Strukturen trifft vor allem die nicht mehr mobilen Seniorinnen und Senioren. Das gesellschaftliche Leben und die sozialen Kontakte beschränken sich auf wenige Abendstunden und die Wochenenden und müssen beinahe ausnahmslos von den Aktivitäten der Bewohner selbst ausgehen. Wer Dienstleistungsangebote in Anspruch nehmen will, ist auf Mobilität angewiesen.

Die Erwerbsbevölkerung pendelt überwiegend mit dem eigenen Pkw aus und ver-

sorgt sich außerorts mit Waren und Dienstleistungen. Die Schuljugend verlässt frühmorgens das Dorf mit dem Bus, um zu meist spät nachmittags zurück zukommen. Damit bleibt die Senioren generation tagsüber weitgehend unter sich. Die sozialen Kontakte zwischen den Generationen sind so mit erheblichen Erschwernissen verbunden. Seniorinnen und Senioren beschreiben ihre totale Abhängigkeit von der privaten Mobilität häufig mit dem Satz: Ohne Auto bin ich kein Mensch!

Es ist verständlich, dass unter solchen Lebensbedingungen die soziale Isolation und die Vereinsamung der alten Menschen ein verbreitetes Phänomen ist. Aber selbst innerhalb der Senioren generation findet eine deutliche Differenzierung statt. Solange die Menschen einen Führerschein besitzen, ist die Erreichbarkeit der notwendigen Versorgungs- und Dienstleistungsangebote gesichert und die Teilnahme am öffentlichen Leben, wenn auch beschwerlich, möglich. Eine andere Variante der Mobilität, nämlich über die Mitnahme durch Familienangehörige, wird von den Senioren oft als Abhängigkeit und von der Familie oft als Last empfunden. Sie wird daher seltener genutzt als objektiv möglich. Wirklich prekär wird die Lage aber erst, wenn alle Möglichkeiten der Mobilität nicht mehr gegeben sind.

Die Mitglieder der Deutschen Landseniorenorganisationen in Bundesländern und Kreisen haben sich unter dem Motto: „Einander helfen – Freude erleben“ zusammen gefunden. Fast ausnahmslos in ländlichen Regionen beheimatet, lebend und wohnend sind sie täglich mit den beschriebenen Lebensumständen konfrontiert. Sie haben es sich zur Aufgaben gemacht, auch unter diesen schwierigen Bedingungen ein würdevolles und selbstbestimmtes Leben zu führen und die mit dem Altern verbundenen Probleme auch in den entlegenen Dörfern zu meistern.

Eine Grundvoraussetzung dafür ist die

Bereitschaft und der Wille jedes Einzelnen, offen für soziale Kontakte zu sein, sich aktiv der Vereinsamung zu widersetzen und ein Mindestmaß an Toleranz zu möglichst allen Seniorinnen und Senioren zu praktizieren. Alle Erfahrungen zeigen, dass ein in Vereinsamung und Selbstisolation geratener alter Mensch nur schwerlich aus einer solchen Lage wieder zurückgeholt werden kann. Daher ist es wichtig, das Entstehen von Isolation erst gar nicht zu zulassen.

Die wirkungsvollste Art, soziale Kontakte und Gemeinsamkeit für alte Menschen in den ländlichen Räumen – aber nicht nur hier – zu erreichen, ist das eigene Wirken der Senioren generation, also die Selbsthilfe. Dazu bedarf es in jedem Dorf, in jeder Kleinstadt einer, besser mehrerer Initiativpersonen, die die Hand ausstrecken, zu gemeinsamem Handeln auffordern und voran gehen. Das ist im Sinne von Solidarität und Nächstenliebe eine weitgehend kostenfreie Leistung, weil diese auch dem Helfenden nutzt; denn Gutes tun, tut gut! Alle Betreuungs- und Versorgungsangebote Dritter bedürfen einer externen Organisation, kosten Geld oder sind auf das uneigennützige Engagement ehrenamtlicher Personen aus den Nichtsenioren generationen angewiesen. Wo sich eine solche Forderungs- und Dienstleistungsmentalität verfestigt, wird sich ein lebendiges Miteinander der Seniorinnen und Senioren nur schwerlich entwickeln können. Allerdings ist es sehr hilfreich, wenn Bürgermeister, Pfarrer, Sozialarbeiter u. a. Anstöße für das Engagement älterer Menschen geben und geeignete Hilfen bereitstellen.

Die meisten alten Menschen lieben die Gemeinsamkeit mit Gleichaltrigen. Als recht einfach und meist erfolgreich erweist es sich immer wieder, Seniorinnen und Senioren für gemeinsame Unternehmungen zu gewinnen. Dabei ist es wichtig, dass deren Wünsche die Grundlage für Aktivitäten jedweder Art bilden. In diesem Sinne wird die Tätigkeit der Landseniorenvereini-

gungen von den Mitgliedern getragen. Alle Leistungen und Angebote organisieren die Mitglieder selbst. Die Landsenioren lehnen eine Betreuung durch Dritte ab. Wir vertreten den Grundsatz, dass überall in den Dörfern und Kleinstädten genügend leistungsfähige Seniorinnen und Senioren leben, die die notwendigen Aufgaben für lebendige soziale Kontakte, Unternehmungen und gemeinschaftliche Engagements erbringen können. Auf diese Weise erfolgt auch unsere gesamte Vereinsarbeit. Alle Leistungen werden ehrenamtlich erbracht. Die Landseniorenvereinigungen erheben in der Regel keine Mitgliedsbeiträge. Jeder bezahlt direkt die vom ihm beanspruchte und genutzte Leistung. Darin enthalten sind auch die Sachaufwendungen des Ehrenamtes. Spenden von Mitgliedern und Dritten tragen zur Finanzierung bei.

Die Kreissenorenvereinigungen sind eingetragene Vereine. In der Regel findet monatlich eine Unternehmung statt. Es werden Vorträge mit Aussprachen über Fragen zu Recht, Politik, Umwelt, Landwirtschaft, Naturschutz, Bildung, Ernährung, Gesundheit u. a. angeboten. Die Kreisvereinigungen organisieren Fahrten, gesellige Zusammenkünfte und vieles mehr. So bleiben soziale Kontakte erhalten und es entstehen neue. Auf diese Weise wird ein bedeutender Beitrag für eine lebendige Dorfgemeinschaft geleistet.

Landseniorinnen und Landsenioren wollen aber auch einander helfen. Ein würdevolles und selbstbestimmtes Leben in abgelegenen Dörfern und Kleinstädten erfordert Mobilität. Wo der öffentliche Personennahverkehr das nicht mehr gewährleistet und kein eigener Führerschein vorhanden ist, muss geholfen werden. So sichern viele Landseniorinnen und Landsenioren durch persönliche Hilfe mit dem eigenen Auto die Mobilität des fahrzeuglosen Mitbewohners. Ebenso bleiben weitgehend an das Haus gebundene und kranke Mitbewohner durch Besuche und Handreichungen in das dörfliche Leben eingebunden. Besorgungen

und Hilfe jeglicher Art erleichtern das Leben vieler Menschen mit eingeschränktem Leistungsvermögen. Damit wird das selbstbestimmte Leben von Seniorinnen und Senioren, die auf keine familiäre Unterstützung zurück greifen können, ermöglicht. Das ist besonders wichtig, wenn die Leistungseinschränkungen noch unterhalb der sozialen Pflegebedürftigkeit bleiben.

Das soziale Engagement der Landsenioren kann dort, wo es gelebt wird, eine willkommene Unterstützung der sozialen Dienste und der Kommunen sein. Es wäre daher zu begrüßen, wenn von diesen wie von Berufsorganisationen auf dem Lande eine wirksame Ermutigung und öffentliche Unterstützung ausginge. Das könnte noch mehr und vor allem in allen Bundesländern und Landkreisen Landseniorinnen und Landsenioren veranlassen, sich im Sinne von „Einander helfen – Freude erleben“ zu engagieren.

Die Seniorengeneration in den ländlichen Räumen ist regelmäßig der am meisten mit der Region verwurzelte Personenkreis; denn diese Menschen sind ortsfest und leben bereits Jahrzehnte im Dorf. Sie sind eng mit der Landschaft verbunden und waren oft selbst Landwirte. Damit haben diese Menschen einen großen Erfahrungsschatz um das Leben im ländlichen Raum wie um Natur und Umwelt gesammelt. Die Landsenioren verstehen sich daher auch als Ansprechpartner und Vermittler in allen Fragen der Wandlungsprozesse von Erzeugung und Strukturen in der Landwirtschaft sowie des verantwortlichen Umganges mit der Natur und der Umwelt. <<

# Pro und Contra: Der

ANNEGRET TRÜBENBACH-KLIE

## Der Seniorennachmittag in der Kirchengemeinde – ein Auslaufmodell?!

So mancher Seniorennachmittag hat eine lange Tradition. Die Beteiligten treffen sich jeden Monat, sehen Lichtbildervorträge und halten Andachten, trinken Kaffee. Sie sind gemeinsam alt geworden und haben zum Teil das Gefühl: „wir sind vom Aussterben bedroht“. Immer noch 80 % der Angebote der Evangelischen Landeskirche Baden entsprechen einem typischen Profil in der Seniorenarbeit: sie finden monatlich statt, ca. 25 Personen, vorwiegend Frauen nehmen daran teil, der Altersdurchschnitt beträgt 75 Jahre, der Anteil von Menschen mit körperlichen Einschränkungen ist hoch.

Diese Formen der kirchlichen Altenarbeit werden aber bei weitem nicht als Auslaufmodell empfunden und beschrieben. Die Nachmittage sind fester Bestandteil kirchlicher Gemeindegarbeit, wie zahlreiche Studien der letzten Jahre belegen. Es sind vorwiegend fürsorgerische und dienende Angebote. Sie sprechen eine bestimmte Gruppe von Personen an, Menschen, die sich örtlich verbunden fühlen und den Gemeinschaftsaspekt in den Mittelpunkt stellen. Geselligkeit und Gemeinschaft stehen im Mittelpunkt. Die Bedeutung solcher Angebote mag kleiner werden, aber ein Großteil der älteren Menschen wird auch weiterhin darauf zurückgreifen.

Mit diesen Alten- und Seniorenkreisen, werden allein in Baden mit 1500 Angeboten regelmäßig 45 000 ältere Menschen erreicht, im Bereich der EKD sind es ca. 300 000 Menschen. Frauen- und Männerkreise, die zum Teil auch ein hohes Durchschnittsalter aufweisen, sind hier nicht mit eingerechnet.

Im Alter sind viele Menschen von Einsamkeit betroffen. Die durchschnittliche Begegnungszeit mit Menschen im Haushalt liegt bei einigen Minuten. Oft sind ältere Menschen an ihre Wohnung gebunden, weil Stufen sie am Verlassen hindern. Das Angebot der Kirchengemeinde ist mitunter die einzige Möglichkeit, Gemeinschaft in einer Gruppe zu erleben. Die Teilnehmenden sind im Blick, sie werden wahrgenommen, es fällt auf, wenn jemand nicht mehr erscheint. Fahrdienste werden organisiert oder auch andere Unterstützungsformen initiiert.

Diese Seniorennachmittage werden in der Regel von ehrenamtlich und beruflich Tätigen in der Kirchengemeinde gemeinsam verantwortet, im Mix von freiwilligem Tätigsein und bezahlter Professionalität. „Wenn diese Arbeit gut begleitet und für Fortbildungsangebote und Erfahrungsaustausch gesorgt wird, ist dies auch ein geeignetes Engagementfeld für jüngere Menschen“, so die Erfahrungen von Hildegard Sigl, langjährig ehrenamtlich Mitarbeitende im Netzwerk der Evangelischen Senioren in Württemberg, die erlebt hat, wie sich junge Menschen für diese Arbeit begeistern lassen.

Die kirchlichen Seniorennachmittage sind ein verlässliches Angebot für ältere Menschen. Sie gehören zum kirchlichen Profil im Quartier, im Dorf, im Stadtteil und sollten neben anderen Angeboten weiterhin Bestand haben. Sie sind kleine Netzwerke, die Menschen in der Gemeinschaft halten und in den Blick nehmen, vor allem dann, wenn sie alleine leben.

# Seniorenachmittag

GERRIT HEETDERKS

## Der Seniorenachmittag – sonst nichts?

In einer Arbeitsgruppensitzung zum Thema „Alter als Herausforderung an Kirche und Gemeinde“ während einer Kreisynode sagte ein Pfarrer: „Zu den Angeboten für älter werdende Menschen meiner eigenen Kirchengemeinde würde ich niemals gehen, wenn ich zu dieser Zielgruppe gehörte.“ Nach kurzem peinlichem Schweigen stimmten ihm viele der anwesenden Synodalen zu. Vielleicht spiegelt diese kurze Sequenz die Situation in vielen Gemeinden wieder. Die klassischen Angebote der Kirchengemeinden erreichen nur eine ganz spezifische Zielgruppe in unseren Gemeinden. Wer sind die anderen? Beispielsweise die Menschen, die selbst etwas tun wollen, Menschen, die über Erfahrungswissen verfügen und es weitergeben möchten, Menschen, die eine Verantwortungsrolle für sich entwickeln wollen, die Intellektuellen, die Kulturinteressierten, die Politikinteressierten, die Suchenden: alle diese Menschen finden hier keinen Ort der Auseinandersetzung. Manchmal habe ich auch den Eindruck, dass man diese Menschen in den Gemeinden gar nicht haben möchte, weil sie zu selbstständig sind, weil sie eigene Vorstellungen haben, weil sie sich mit einfachen Antworten nicht zufrieden geben, weil sie unbequem sind, weil sie sich mit dem echten Leben auseinandersetzen. Sie gehen uns verloren, obwohl wir sie dringend brauchten. Eine Mitarbeiterin unseres Werkes hat über mehrere Jahre hinweg eine Gruppe begleitet, die für sich andere Möglichkeiten des Wohnens suchte. Die Men-

schen dieser Gruppe haben das Geld für die Begleitung zusammengetragen. Die Suche war ein schwieriger Prozess, weil man gemeinsames Wohnen wieder lernen musste, wenn man lange allein gelebt hatte, aber es hat auch zu einem Ergebnis geführt. Die Stadt stellte ein Grundstück zur Verfügung, ein Investor wurde gefunden, die Initiatoren gründeten einen Verein, ein Wohnobjekt wurde gebaut. Daraus ist ein wichtiges Projekt für den ganzen Stadtteil geworden, weil die älter werdenden Menschen einen Raum in ihren 25 Wohneinheiten für Bildungsarbeit in ihrem Stadtteil vorhalten. Hier können Kinder aus dem Stadtteil speisen. Hier haben sie zusammen mit vielen anderen Organisationen und Vereinen ein Konzept entwickelt, wie auch Hochaltrige in diesem Stadtteil leben können. Hier gibt es Auseinandersetzungen über philosophische und theologische Fragen. Sie haben sich mit dem eigenen Älterwerden und mit ihrer Angst davor, auch mit der Angst vor dem Sterben auseinandergesetzt. Ich wünsche mir Kirchengemeinden, die ihre Türen ganz weit öffnen, die den Menschen zuhören und mit ihnen gemeinsam überlegen, was für sie beim Älterwerden wichtig ist, welche Fragen sie selbst haben und nicht darüber nachdenken, welche Fragen älter werdende Menschen wohl haben könnten. Gemeinden, die sich mit älter werdenden Menschen auf die Suche machen, sie fördern und fordern, sie konfrontieren und sie auch schützen und stützen. <<

KRISTIN BERGMANN

# ALTERSGRENZEN – LAKMUSTEST FÜR DAS ALTERSBILD DER KIRCHE

In der Hälfte der Landeskirchen der EKD gibt es derzeit noch Altersgrenzen für ehrenamtliches Engagement. Wer ein bestimmtes Lebensalter erreicht, darf dort nicht mehr in den Kirchengemeinderat, den Kirchenvorstand, das Presbyterium oder diakonische Gremien gewählt werden oder muss mit dem Erreichen der Altersgrenze aus diesen Gremien ausscheiden. Auch das Lektoren- und Prädikantenamt darf in manchen Landeskirchen nur bis zu einem bestimmten Lebensalter ausgeübt werden. Daneben existieren landauf landab informelle Altersgrenzen, die nicht weniger wirksam sind. Sie sind nicht in Satzungen, Grund- und Wahlordnungen festgeschrieben, sondern bauen auf die - durch jahrelange Praxis untermauerte – implizite Erwartung, dass Personen sich ab einem bestimmten Lebensalter von der aktiven Mitarbeit zurückziehen.

Altersgrenzen sind kein exklusiv kirchliches Phänomen. Auch in anderen Institutionen und Organisationen – z.B. bei der freiwilligen Feuerwehr, beim ADAC und beim europäischen Sportbund – werden Personen allein aufgrund ihres kalendarischen Alters von bestimmten ehrenamtlichen Tätigkeiten ausgeschlossen.

Dem Festhalten an Altersgrenzen steht diametral das neue sogenannte aktive Altersbild entgegen, das oft gleichzeitig betont wird. Nicht nur in der Werbung strahlen uns attraktive, lebensfrohe und tatkräftige „Silver-Agers“ an. Auch die Politik betont die Kompetenzen und das Erfahrungswissen des Alters. Verbände und Vereine werben mit großem Aufwand um die ehrenamtlichen Potenziale der Älteren.

Diese Widersprüchlichkeit zeigt, dass ein differenziertes Altersbild wenig verbreitet ist. Offenbar ist es schwer, dem Alter ohne Vereinheitlichungen und Stereotype zu begegnen. Faktisch ist das lange vorherrschende defizitäre Bild, das Alter mit Krankheit, Rückschritt und abnehmenden Fähigkeiten gleichsetzt, noch immer wirksam, es wird lediglich einer späteren Phase des Lebenslaufes zugeschrieben. Dazwischen hat sich - als neues Stereotyp - ein aktives Altersbild geschoben, das mit Freizeit, Gesundheit, Engagement und hohen materiellen Ressourcen gleichsetzt wird und den ersten Jahren nach dem Ausstieg aus dem Berufsleben zugewiesen wird.

Dass das Alter mit solchen pauschalen Annahmen nicht zu fassen ist, hat die Altersforschung lange nachgewiesen. Sie hebt die Vielfalt des individuellen Alters hervor. Während

sich gleichaltrige Babys und Kleinkinder in ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen nur wenig unterscheiden, nehmen die Unterschiede im Laufe des Erwachsenenlebens mehr und mehr zu. Da die menschliche Entwicklung durch eine kontinuierliche Wechselwirkung von biologischen, kulturellen, sozialen und persönlichen Einflüssen bestimmt wird, vergrößern sich die Unterschiede zwischen den Individuen mit dem Älterwerden zunehmend. So kann ein 70-Jähriger oder eine 70-Jährige körperlich und geistig ebenso leistungsfähig sein wie ein 50-Jähriger oder eine 50-Jährige. Er oder sie kann sich aber auch wie ein 90-Jähriger oder eine 90-Jährige fühlen. Diese großen Unterschiede werden in der Wissenschaft als Heterogenität des Alters bezeichnet. Sie führen dazu, dass das kalendarische Alter kaum Rückschlüsse auf den Gesundheitsstatus, die Potenziale und Ressourcen von Menschen zulässt. Nimmt man den Stand der Forschung ernst, entbehren kalendarische Altersgrenzen jeder Grundlage und sind als Diskriminierung zu werten.

Dass in manchen Landeskirchen dennoch daran festgehalten wird, zeigt, dass der Umgang mit dem Alter auch in der Kirche gegenwärtig noch durch eine Gleichzeitigkeit unterschiedlicher, zum Teil gegenläufiger Impulse und Praktiken geprägt ist. Einerseits ist theologisch erkannt, dass Menschen in jedem Alter zum tätigen Leben berufen sind, Neues beginnen und neu werden können. Der Rat der EKD hat bereits 2009 eine Orientierungshilfe verabschiedet, die diesen Aspekt hervorhebt. Darin heißt es:

„Nimmt man ernst, dass Menschen in jedem Lebensalter neu werden können und Neues schaffen können, so ist der Ausschluss von Menschen allein aufgrund des Lebensalters hoch problematisch. Natürlich können sich unterschiedliche Anforderungen in Berufen und Tätigkeiten stellen, die spezifische körperliche oder geistige Anforderungen erzwingen. Das kalendarische Alter allein ist jedoch nicht der geeignete Anknüpfungspunkt. Das starre Festhalten an Altersgrenzen ist angesichts der Vielfalt von Kompetenz- und Lebensformen im Alter nicht mehr angemessen.“

Diese Sicht auf das Alter spiegelt sich auch in der Vielzahl von Angeboten der innovativen Seniorenarbeit in vielen Landeskirchen.

Andererseits prägt aber gleichzeitig eine erhebliche Reserviertheit gegenüber der Mitgestaltung Älterer die kirchliche Praxis mit. Es scheint eine unterschwellige Befürchtung zu geben, dass Ältere ein zu großes Gewicht in der Kirche erhalten, kirchliche Gremien durch Ältere „dauerbesetzt“ werden und dadurch an Attraktivität und Kreativität verlieren. Die Kirche selbst möchte offenbar nicht alt sein, sondern ein junges Image haben. Regelmäßige Personenwechsel in kirchlichen Leitungsgremien zu befördern, ist sicher ein legitimes Vorhaben. Es kann mit Amtszeitbegrenzungen und einer konstruktiven Kommunikations- und Konfliktkultur, aber nicht durch Altersgrenzen befördert werden. Denn nicht selten besetzen Personen Gremienplätze bereits Jahrzehnte, bevor die Altersgrenze überhaupt zum Tragen kommt. Altersgrenzen schließen vielmehr diejenigen von der Mitgestaltung aus, die zu den treuesten Gottesdienstbesuchern gehören und sich stark am kirchlichen Leben beteiligen.

Als Fazit ist festzuhalten: Altersgrenzen halten Ältere nicht nur von bestimmten Ehrenämtern in der Kirche fern; die dahinter stehenden defizitären Altersbilder und –stereotype wirken sich auf die gesamte Kultur des Miteinanders aus. Sie beeinträchtigen die Entfaltung der Alterspotenziale in der Kirche. Kurz: Sie stehen einer altersfreundlichen Kultur entgegen und sind daher zügig abzuschaffen. <<

# Kein Missbrauch des Hungers für eigennützige Zwecke

Der Arbeitskreis Internationale Landwirtschaft des Evangelischen Bauernwerks in Württemberg hat mit breiter Beteiligung von Bäuerinnen und Bauern ein „Memorandum“ zur Verantwortung der deutschen Landwirtschaft zum Hunger auf der Welt entworfen, zu dem jetzt bundesweit Unterschriften gesammelt werden. Das Memorandum soll bei der EKD-Synode, die vom 7. bis 13. November in Düsseldorf stattfindet, vorgestellt werden. Diese Synode hat Welternährung zum Themenschwerpunkt. Das Memorandum ist aus der Warte von Menschen geschrieben, die in und an der Landwirtschaft berufstätig sind und sich davon distanzieren wollen, wenn das Agrobusiness mit fadenscheinigen Begründungen aus der Welternährungskrise Vorteile für sich heraus schlagen will. Damit soll die Unterschriftensammlung verhindern, dass die Kirche auf falsche Argumente hereinfällt. Auch Nichtlandwirte können durch ihre Unterschrift die Positionen aus dem evangelischen landwirtschaftlichen Bereich unterstützen.

Hinweis: Das Memorandum und die Unterschriftenliste sind im Internet unter [www.hohebuch.de](http://www.hohebuch.de) zu finden. Einzelunterschriften gehen an: [k.reber@hohebuch.de](mailto:k.reber@hohebuch.de). Sie können auch eine Unterschriftenliste unter [kilr@lja.de](mailto:kilr@lja.de) anfordern. Wir mailen Sie umgehend zu.

## Kein Missbrauch des Hungers in der Welt für eigennützige Zwecke Macht uns nicht zu Hungermachern!

Unterschriftensammlung von Bäuerinnen und Bauern und der Landwirtschaft nahestehenden Menschen an die Verantwortlichen in den Kirchen, im bäuerlichen Berufsstand, in Agrarwirtschaft und Politik

Wir leben von der Lebensmittelerzeugung oder beschäftigen uns berufsmäßig mit Landwirtschaft und Ernährung in Deutschland. Wir fühlen uns christlichen Werten verpflichtet. Über das Ausmaß des Hungers in der Welt, der Armut auf dem Lande in vielen Ländern und der globalen Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen sind wir entsetzt. Es ist unser Be-

rufsethos, das Leben und die Natur zu erhalten. Unterversorgung und Naturzerstörung können wir nicht in Kauf nehmen. Wir wollen nicht, dass durch unsere Produktion und unseren Handel ressourcenschwache und einkommensarme Bäuerinnen und Bauern anderswo auf der Welt verdrängt werden.

### 1. Die Vorteile unserer guten Infrastruktur und staatlichen Unterstützung in Europa dürfen nicht zur Weltmarkteroberung ausgenutzt werden.

- Wir fordern das Recht auf Nahrung als Maßstab für unsere Agrarpolitik.
- Wir fordern, dass die Ernährungssouveränität der Länder des Südens von uns nicht untergraben wird. So wie wir unsere Märkte schützen, sollen auch sie ihre Märkte schützen und stützen können.

**2. Wie alle Bäuerinnen und Bauern auf der Welt leiden wir unter den starken Preisschwankungen auf den Weltmärkten. Planungssicherheit ist auch in Gebieten mit Nahrungsmangel eine Voraussetzung zur Produktionssteigerung. Alle Bäuerinnen und Bauern weltweit brauchen faire Preise.**

- Wir fordern ein Verbot von finanziellen Spekulationsgeschäften mit Nahrungsmitteln.

**3. Wir möchten unsere Tiere mit im Land produzierten Futtermitteln versorgen können. Denn wir wollen nicht, dass unsere Futtermittelimporte aus Entwicklungsländern dort Wälder und Savannen großflächig zerstören und dass Menschen von ihrem Land vertrieben werden.**

- Unvermeidbare Futtermittelimporte müssen sozial und ökologisch verträglich sein.
- Wir fordern eine Eiweißstrategie, die sowohl den lokalen Anbau von Eiweißpflanzen als auch den effizienten Umgang mit vorhandenen Proteinquellen umfasst.

**4. Unsere Agrarforschung ist weltweit führend. Sie konzentriert sich aber in erster Linie auf die Wettbewerbsfähigkeit unserer kapitalintensiven und hochtechnisierten Agrarwirtschaft.**

- Wir fordern, dass die Forschung sich ausdrücklich der Zukunftsfragen der ganzen Menschheit annimmt.

**5. Firmen, die uns als Kunden möchten, exportieren weltweit risikoreiche Techniken und Produkte (wie z.B. gentechnisch verändertes Saatgut, Pestizide), die bei uns keine Zulassung haben und nicht unter tropischen Verhältnissen und Armutsbedingungen geprüft sind. Gentechnisch manipulierte Sorten bringen langfristig nicht mehr Ertrag. Sie vergrößern zusätzlich zu den ökologischen Gefahren das wirtschaftliche Risiko und Abhängigkeiten.**

- Wir fordern weltweit strengere Zulassungskriterien bei Pestiziden und keine Zulassung von Agrogentechnik.
- Wir fordern ein Verbot der Exporte von hier nicht zugelassenen Produkten.
- Wir fordern die Streichung öffentlicher Forschungsgelder für Agrogentechnik.

**6. Saatgut ist eine der Grundlagen für die Ernährung und wurde über Jahrtausende hinweg von Bauern und Bäuerinnen gezüchtet. Das muss weltweit gewürdigt werden.**

- Wir fordern, dass unser Patent- und Sortenschutz nicht als Modell für Entwicklungsländer dient.
- Wir fordern, dass Bäuerinnen und Bauern weltweit ihr eigenes Saatgut weiterzüchten können und ihnen das Recht auf Nachbau garantiert wird.

**7. Wir können das vorhandene Land nur einmal, entweder für Tank, Teller oder Trog, nutzen. Deshalb steigt weltweit die Konkurrenz um Land. Durch unse-**

**re Politik zur Energiewende steigt die Nachfrage nach Biomasse und verteuert damit die Nahrungsmittel auf der Welt. Gleichzeitig wird ein großer Teil der erzeugten Lebensmittel weggeworfen.**

- Bioenergieproduktion für die Industrieländer darf nicht auf Kosten der Nahrungserzeugung der Entwicklungsländer gehen.
- Wir fordern Agrarhandel und Politik auf, der Lebensmittelverschwendung entgegenzuwirken.
- Wir fordern einen Stopp von Investitionen in großflächige Landnahme.
- Wir fordern Markt- und Geschäftspartner der Landwirtschaft dazu auf, sich in keiner Weise am Landgrabbing zu beteiligen.

**8. Bauern können mit agrarökologischen Methoden ihre Böden fruchtbar machen und so die Produktivität sichern. Dies haben zahlreiche Studien bewiesen.**

- Wir fordern, die Bodenfruchtbarkeit und nicht den Einsatz von Betriebsmitteln in den Mittelpunkt zu stellen. Angepasste agrarökologische Methoden müssen Leitbild in der Entwicklungszusammenarbeit sein.

**9. Eine kapital- und energieintensive Landwirtschaft führt zum Abbau von Arbeitskräften. In Entwicklungsländern geht es aber gerade darum, Menschen auf dem Land zu halten und ihren Lebensunterhalt dort zu sichern. Deshalb kann unsere Art von Landwirtschaft kein Modell für sie sein.**

- Wir fordern ein Ende des unreflektierten Technologietransfers.

**10. Bäuerliche Familien im ländlichen Raum sind laut Weltagrarbericht das Rückgrat der Ernährungssicherung weltweit. Eine Stärkung des ländlichen Raumes ist zur Bekämpfung von Hunger und Landflucht effektiver als die Optimierung einzelner Produktionstechniken.**

- Wir fordern von unserer Wirtschaft und Politik, stets an vorhandene Strukturen, an traditionellen Methoden und an lokalem Umweltwissen anzuknüpfen, wenn sie sich im Agrarbereich engagieren.
- Wir fordern außerdem, die Menschen vor Ort z.B. durch Erzeugergemeinschaften, Ausbildung oder Kleinkredite einzubeziehen. Die einzige und gültige Entwicklungsdenkschrift der EKD von 1973 sieht die Kirche als Anwalt der Gerechtigkeit: Kirchliches Entwicklungsengagement richtet sich gegen politische und wirtschaftliche Herrschaftsverhältnisse, in denen Menschen verfolgt und diskriminiert werden und setzt sich ein für einen Ausgleich zwischen reichen und armen Ländern, für die Bewahrung des Friedens und der Schöpfung. Hinter diese Aussagen darf die EKD nicht zurückfallen.

» A u s b l i c k a u f H e f t 4 / 2 0 1 3

## LAND – NIMM‘S SPORTLICH

- » Sport, Einheit von Körper, Geist und Seele
- » Der Sportverein als Spiegel dörflicher Lebenswelt
- » Die Rolle des Sports für die Dorfentwicklung – eine kommunalpolitische Herausforderung
- » Sport und Naturerlebnis

### EINIGE THEMENHEFTE VON A BIS Z:

Abschied und Wandel im Dorf 4/2000 | **Anderssein** im Dorf – Innensichten, Außensichten 4/2001 | Perspektiven ländlicher **Arbeitswelten** 1/2000 | **Arbeitsplatz** Land 1/2009 | **Armes Land – Reiches Land** 4/2011 | Land in **Bewegung** 3/2007 | Lippen**Bekenntnis** 2/2002 | Dem Land auf der Spur – **Bilder**, Meditationen, Geschichte SH 1999 | **Bodenhaftung** 4/2012 | Vom Weizenkorn zum täglich **Brot** 3/1997 | **Danke, es reicht!** – Erntedank 2/2012 | **Diakonie** auf dem Land 1/2007 | **Dorfkirchen** 4/2002 | **Duftendes Land** 4/2010 | **Durstiges Land** 1/2008 | **Ehrenamt** 3/2010 | **Energien** des Landes 1/2005 | Die **Ernte** ins Gebet nehmen 2/2000 | **ErnteZeiten** – Erntedank 2/2003 | **Erntedank**-Handreichungen zu den Perikopenreihen ab 1990 | Vom Acker auf den Tisch: **Essen** – der Rede wert 2/2006 | Grenzenloses **Europa** zwischen Erwartungen und Sorgen 1/1997 | Wovond as Wasser wimmelt – **Fische** 3/2009 | **Gärten** – ein Stück Paradies? 1/1999 | **Gastgeber** Land 3/2000 | **Grenzland**-Landgrenzen 1/2004 | **Gemüse** – bunt und gesund? 3/2012 | **Gesegnete** Mahlzeit 3/1999 | **Globalisierung** – Weltmarktethik für Land und Leute 2/1998 | **Globalisierung** der Landwirtschaft aus christlicher Sicht – eine Streitschrift SH/2000 | **Heil- und Aromapflanzen** 3/2006 | Passion **Jagd** 3/2008 | Land-**Kinder** 4/1995 | **Kirchenleben** vom Land, Ökum. Landjournal SH 2001 | **Konflikte** und Seelsorge 4/2007 | Landschaf(f)t **Kultur** 4/2008 | **Landenergien** 1/2012 | **Landfrauen** 4/1997 | **Landjugend** 4/2003 | **Landkirche** – Achtung Wanderbaustelle 1/2013 | Land-**Lernen** 2/1997 | **LandMann** 4/2006 | LandBlicke – **Landschaft** im Wandel 1/2003 | **Lebens-Gemeinschaften** auf dem Lande 4/1998 | **LippenBekenntnis** 2/2002 | **Lebenslust** 2/2004 | Gesegnete **Mahlzeit** – für alle 3/1999 | **Mitgeschöpf** Pflanze 1/1995 | Loben und **Mitteilen** 2/2000 | **Nachhaltigkeit** – Ökum. Fragen und Handeln 1/2001 | Land**Noten** 4/2009 | **Obst** – Früchte des Landes 3/2005 | **Psychosoziale Lage** – Land des Lächelns 2/1996 | Von Weinstock und **Reben** 3/2001 | **Säen, ernten, wundern** 3/1998 | **Steinreiches Land** 3/2011 | Welche **Stimmen** hat das Land? 3/2002 | **Vögel** – Beflügeltes Land 1/2011 | **Vorräte** zum Leben 3/2009 | Lebensspender **Wald** 1/2002 | Abschied und **Wandel** im Dorf 4/2000 | **Wasser** – Worin sich der Himmel spiegelt 3/2003 | Vom **Weizenkorn** zum täglich Brot 3/1997 | O wohl dem Land ... – **Weihnachten** 4/2004 | **Wetter**-Aussichten 1/2006 | **Säen, ernten, wundern** 3/1998 | **Zucker**-süßes Land 3/2004

### Bestellbedingungen:

Aktuelle Hefte kosten € 4,50 zzgl. Porto. Ab 5 Hefte erfolgt der Versand frei. (Staffelpreise)

Hefte, die älter als ein Jahr sind, kosten € 2,- zzgl. Porto (Staffelpreise)